

April 2020

blick magazin

in die kirche

Wo bleibt die *Hoffnung?*

Foto: Adobe Stock

WAS MAN NICHT SIEHT

Über den Kern der christlichen Hoffnung

„BETEN ERLEICHTERT DAS HERZ“

Bischöfin Beate Hofmann zu Corona und Kirche

Inhalt

- 4 Bischöfin Beate Hofmann: „Ich erlebe, dass Beten das Herz erleichtert“
- 5 Porträts: Menschen mit Hoffnung
- 8 Eine Hoffnung, die man sieht, ist nicht Hoffnung
- 10 Fragmente der Hoffnung – Nicht der Glaube an den guten Ausgang der Dinge zählt
- 11 Interview mit Fulbert Steffensky: „Die Widersprüche in sich zulassen“
- 12 Der leere Tisch: Abendmahls-Bilder in Zeiten des Corona-Virus
- 13 Was nun? Konfirmation im Wartestand
- 14 Chor-Musical über Martin Luther King wird in Kassel aufgeführt
- 15 „I have a dream“ – Die große Hoffnung des Martin Luther King
- 16 „Wo Trauer Raum findet, kann neue Hoffnung wachsen“
- 17 Bilder der Hoffnung
- 18 Die Chance auf ein besseres Leben – 60 Jahre Ausbildungshilfe
- 20 Indien: Pfarrer predigen gegen Gewalt und Aberglauben an

- 21 Wer braucht Probleme?
- 24 Kirche von zu Hause aus

- 22 Es geht um's Prinzip
Zu gewinnen: Wochenende im Hotel Oversum in Winterberg

Worauf hoffen Sie?



Die Hoffnung, die viele Menschen verfolgen, ist sicherlich die Hoffnung auf Frieden. Egal ob im privaten Bereich, an der Arbeit oder auf der ganzen Welt. Leider wirkt diese Hoffnung – auch durch aktuelle Ereignisse in unserer Nähe – immer unerfüllbarer. Ich wünsche mir und allen anderen Menschen ein Umfeld, das hilft, über diese nicht erfüllbare Hoffnung hinwegzukommen. Sei es die Familie oder der Freundeskreis, der uns alle in besonderen Situationen aufbaut, unterstützt und immer zusammenhält.



Foto: privat



Simon Mueller (19) aus Wolfhagen macht eine Ausbildung zum Notfallsanitäter



Ich hoffe darauf, dass die Corona-Krise nicht zu viele Menschen betreffen wird. Für die Politik hoffe ich, dass sie gute Entscheidungen zur Eindämmung der Pandemie trifft. Und ich hoffe, dass die Menschen vernünftig mit den Einschränkungen umgehen und daran denken, dass das Virus nicht nur sie selbst betrifft, sondern auch ihre Mitmenschen. Wenn das gelingt, können wir gestärkt aus der Krise hervorgehen – mit einem neuen Gemeinschaftsgefühl.

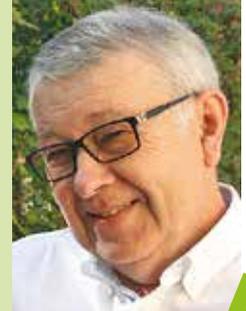


Foto: privat



Gottlieb Dellit (76), Dekan i.R. aus Kassel

IMPRESSUM

Herausgeber: Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel

Redaktion: Lothar Simmank (Ltg.), Olaf Dellit
Heinrich-Wimmer-Straße 4, 34131 Kassel
Telefon 0561 9307-152, Fax -155
redaktion@blickindiekirche.de
www.blickindiekirche.de



Beirat: Dr. Anja Berens, Christian Fischer,
Carmen Jelinek, Eckhard Lieberknecht,
Petra Schwermann, Detlev Wolf
Gestaltung: Lothar Simmank



In wenigen Wochen steht mir eine große Operation bevor. Ich hoffe, dass der Eingriff gut gelingt und ich nachher wieder beschwerdefrei leben kann. Hoffnung ist für mich dabei wie ein Lichtstrahl in die Zukunft: Ohne sie würde ich mich nur an Ängste festklammern, aber mit ihr kann ich zuversichtlich leben. Grundsätzlich glaube ich an ein ewiges Leben mit dem auferstandenen Jesus Christus. Auch in meiner Arbeit im Hospiz versuche ich, meine Zuversicht und Lebensfreude weiterzugeben.



Foto: privat



Silke Koschinski (48), Krankenschwester aus Kassel



Als Großvater von sechs Enkeln, hat sich mein Hoffnungshorizont verändert. Wie werden sie leben? Was wird ihr Leben bestimmen? Sind die nötigen Lebensgrundlagen vorhanden? Meine Hoffnung ist, dass Entscheidungen in Politik und Gesellschaft ein gerechtes Miteinander auf unserer Erde ermöglichen, die ja Gottes Erde ist. Dabei teile ich die biblische Hoffnung auf einen „neuen Himmel und eine neuen Erde, in der Gerechtigkeit wohnt“. Bis dahin gilt, was der Theologe Dietrich Bonhoeffer gesagt hat: „Die letzte verantwortliche Frage ist, ... wie eine kommende Generation weiterleben soll.“



Foto: privat



Berthold Messinger (66), Rentner aus Kassel

Umfrage: Pamela De Filippo

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in rasantem Tempo ändert sich gerade unser Leben und damit auch unser Lebensgefühl. Was vor wenigen Wochen noch unvorstellbar war, prägt jetzt unseren Alltag in dem Bemühen, das Coronavirus zu besiegen oder die Ansteckung wenigstens zu verlangsamen: Stillstand des öffentlichen Lebens, Schließung von Schulen und Kitas, Geschäften und Firmen, soziale Distanzierung oder sogar Verzicht auf persönlichen Kontakt. Was trägt in solchen Zeiten? Was gibt die Kraft, vernünftig und besonnen zu bleiben, gerade, wenn vieles wegrutscht, was sonst Halt gibt und Freude macht? Wie kann Hoffnung wachsen, wo alles zum Verzweifeln ist?



Foto: medio.tv/Schauderna

Von Hoffnung erzählen viele biblische Geschichten. Sie spiegeln Erfahrungen von Menschen, die in schwierigen Zeiten das Hoffen neu gelernt haben. So ergoht es den beiden Jüngern, die nach Jesu Tod traurig aus Jerusalem zurück in ihr Heimatdorf Emmaus gehen. Unterwegs kommen sie mit einem Fremden ins Gespräch. Sie erzählen von ihren Erfahrungen mit Jesus, von seiner Verhaftung und dem Tod am Kreuz. Der Unbekannte hört ihnen zu und hilft ihnen zu verstehen, was geschehen ist. Am Ziel angekommen, laden sie den Unbekannten ein, bei ihnen einzukehren. Als sie mit ihm das Brot brechen, wird ihnen plötzlich klar: Sie sind Jesus begegnet. Die Augen gehen auf, das Herz brennt. Und die Hoffnung ist wieder da. Die Jünger gehen zurück nach Jerusalem und berichten den anderen von ihrer Begegnung. Und auch dort treffen sie auf Menschen, die erlebt haben: Es ist nicht alles vorbei. Jesus Christus ist auferstanden.

Solche Hoffnungserfahrungen stärken mich in Momenten, in denen ich den Mut verliere und die Angst hochkriecht. Mit anderen über das sprechen, was ich gerade erlebe, es im Licht der Bibel lesen und uns an die Gegenwart Christi erinnern, das geht in Coronazeiten auch telefonisch oder digital, selbst ohne Abendmahlsfeiern. Die Erinnerung an Ostern ist eine Einladung, in diese Hoffnungserfahrungen einzutauchen – gerade in Zeiten der Krise.

Seien Sie behütet, Ihre



Beate Hofmann

Bischöfin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Herstellung:

Dierichs Druck + Media GmbH & Co KG, Kassel

Vertrieb: HNA, Kassel, u. a.



Mehr Informationen über die vielfältigen Angebote der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck finden Sie im Internet: www.ekkw.de



„Ich erlebe,
dass Beten
das Herz
erleichtert“

Foto: mediotv/Schauderna

Fünf Fragen an Bischöfin Beate Hofmann zur Corona-Krise



Foto: Adobe Stock

? Wie hilft uns der Glaube in diesen Zeiten?

Dr. Beate Hofmann: Mir persönlich hilft es, dass ich mit der Bibel ein Gebetbuch habe, in dem vieles zum Ausdruck kommt, was wir gerade erleben: Angst, Erfahrungen von Ausgeliefertsein, Sorge um andere, aber auch Vertrauen auf den Schutz und Segen Gottes.

Ich erlebe, dass Beten das Herz erleichtert, weil all das, was schwer ist, zur Sprache kommen kann. Im Gebet bin ich mit meinen Sorgen nicht mehr allein; ich habe in Gott ein Gegenüber, dem ich sagen kann, was mich belastet. Und wenn das alles ausgesprochen ist, dann ist auch wieder Raum für das andere: für die Hoffnung, dass es gut ausgeht, für das Vertrauen, dass Gott da ist und uns begleitet. „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürcht ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ Seit Jahrhunderten beten Menschen diese Worte in der Not, auf dem Sterbebett oder vor dem Schlafen gehen. Sie haben damit gute Erfahrungen gemacht. Von denen zehren wir jetzt.

? Was raten Sie all denen, die zu Ostern gern in die Kirche gegangen wären?

Hofmann: Gehen Sie medial in die Kirche! Es wird im Radio, Fernsehen und Internet Gottesdienste geben, die man mitfeiern kann. Sie können dazu eine Kerze anzünden, das Handy ausschalten und sich ganz auf das konzentrieren, was Sie sehen und hören. Wenn es die Situation erlaubt, wird es auch in der freien Natur besondere Formen der Oster-Andacht geben. Schauen Sie dazu bitte ins Internet unter www.ekkw.de oder in die Tageszeitungen.

? Kirche und Diakonie sind gemeinsam einer der größten Arbeitgeber in Hessen. Welche Verantwortung sehen Sie hier?

Hofmann: Wir versuchen im Moment, alles uns Mögliche zu tun, damit Mitarbeitende gut vor Ansteckung geschützt sind und sich von uns begleitet wissen. Denen, die weiter im direkten Kontakt mit hilfsbedürftigen Menschen sind, gilt in besonderer Weise unsere Fürsorge und unsere Fürbitte. Und wir arbeiten daran, die finanziellen Folgen der Corona-Krise so aufzufangen, dass keine Arbeitsplätze in Diakonie und Kirche verloren gehen.

? Sie fordern Gemeinden auf, jetzt „Sorgenetze“ zu knüpfen. Wie kann das aussehen?

Hofmann: Es entstehen bereits viele Formen der Sorge füreinander: Telefonketten, Einkaufshilfen, Chatgruppen in den sozialen Medien. Viele Menschen sind bereit zu helfen. Ich bin aber unsicher, ob alle, die Hilfe brauchen, schon bereit sind, um Hilfe zu bitten. Dazu möchte ich ermuntern!

? Wird die Erfahrung des Corona-Virus das kirchliche Leben nachhaltig verändern?

Hofmann: Ich bin keine Prophetin und niemand weiß zum gegenwärtigen Zeitpunkt, was alles noch geschehen wird. Aber ich bin sicher, dass wir nach der Corona-Krise digital vernetzter, medial präsenter und ökumenischer unterwegs sind! Und ich hoffe, dass sich viele Menschen freuen, dass sie wieder in Kirchenräumen Gottesdienste feiern, Konzerte hören oder sich begegnen können! ●

Fragen: Lothar Simmank

Das Sorgenetz war schnell geknüpft

Haupt- und Ehrenamtliche der Kirche bieten im Angesicht von Corona vielerorts Nachbarschaftshilfe an

Kirche solle als ein Ort erlebt werden, an dem „Netze der Sorge und Stärkung geknüpft“ werden. So hatte es sich Bischöfin Dr. Beate Hofmann in ihrer Einführungspredigt im vergangenen Jahr in Kassel gewünscht. Nur wenige Monate später haben Kirchengemeinden und -gruppen an vielen Orten unserer Landeskirche im Angesicht der Corona-Krise solche Netze aufgespannt.

„Wir haben überlegt, wie man wirklich helfen kann“, sagt beispielsweise Beate Schmitz. Sie ist kirchliche Verwaltungsassistentin für den Bereich Sinnatal-Kalbach (bei Schlüchtern). So entstand die Idee zu „... dich schickt der Himmel“. Die Idee: Ehrenamtliche übernehmen Einkäufe, Apothekengänge und ähnliches für Menschen, die das wegen der Virusgefahr nicht selbst können oder wollen. Per Whatsapp wurden in kurzer Zeit 25 Helfer zusammengestellt. Beate Schmitz, die auch Grafikdesignerin ist, gestaltete ein Logo. Die Supermarkt-Leiterin habe das Plakat gerne

ausgehängt und sich über die Initiative gefreut, weil viele Menschen Sorge hätten, selbst einzukaufen. So ist das Netz für 14 Dörfer gespannt, aber es zieht längst weitere Kreise – durch das ungleich größere Netz: das Internet. So werden auch in und um Witzenhausen Ehrenamtliche vom Himmel geschickt.

Pfarrer Dr. Christian Schäfer hat gemeinsam mit den Geschwistern Christina, Henner und Nils Gädtke, die bei den Pfadfindern (DPSG) und im Kreisjugendring Werra-Meißner engagiert sind, ebenfalls ein Nachbarschaftsprojekt auf die Beine gestellt. Über eine Telefonkonferenz ging das ganz schnell, erzählt Schäfer. Nils Gädtke stellte ein Formular ins Internet, über das sich Freiwillige eintragen konnten. Innerhalb von zwölf Stunden lagen 50 Namen aus allen Stadtteilen vor. Und als Schäfer die Grafik von Beate Schmitz sah, bat er sie, diese auch verwenden zu dürfen. „Wir wollen vermitteln, dass man handlungsfähig sein kann und es jeman-



Grafik: Beate Schmitz

den gibt, der erreichbar ist“, sagt der Pfarrer. Die Resonanz, bis hin ins Rathaus und zu den Geschäftsleuten, die sich beteiligen wollten, sei durchweg positiv gewesen. Die Kirche kenne sich in den kleinen lokalen Netzen aus, das zeige sich in dieser Krise.

Ein Blick auf Facebook zeigt, dass landauf, landab Kirchen ihre Hilfe anbieten und denen beistehen, die Hilfe benötigen. „Das Sorgenetz ist ziemlich schnell aufgespannt worden“, sagte Pfarrer Christian Schäfer und ergänzt: „Das können wir als Kirche.“ ●

Olaf Dellit

www.facebook.com/ekkw.de

Hoffnung vermitteln: „Corona kommt noch oben drauf“

Ja klar, sie soll Ruhe ausstrahlen, Hoffnung vermitteln. Das wird sie auch tun, – zumindest versuchen – später, in ihrer Andacht oder im Krankenhaus, wenn sie zu einem Kranken gerufen wird. Wenn sie für Pfleger, Schwestern und Ärzte als Ansprechpartnerin da sein soll. Wenn sie in der Kapelle Gottesdienst hält, der in die Zimmer im Elisabethkrankenhaus übertragen wird.

Jetzt aber, am Telefon, ist Klinikseelsorgerin Kathrin Jahns erst einmal im Gegenteil: aufgebracht, besorgt. „Corona kommt auf alles noch oben drauf!“, sagt sie. In den Krankenhäusern arbeiteten ohnehin „alle schon am Limit“, der Apparat sei bis an die Grenzen ausgelastet, und schon unter Normalbetrieb herrsche eine ernste Situation. Und nun: der Virus. Kaum war Jahns Anfang März von einer Auslandsreise zurückgekehrt und wieder im Dienst, befand sich alles im Ausnahme-



Foto: medio.tv/Dellit

Pfarrer Kathrin Jahns (60) ist Klinikseelsorgerin am Kasseler Elisabethkrankenhaus und an den DRK-Kliniken Nordhessen

zustand. Keine kursorischen Besuche am Krankenbett mehr, hieß das zunächst, nur auf Anfrage kommt sie zum Gespräch. Wie wird das werden? Noch ist sie in diesen ersten Tagen nicht angefordert worden, weiß aber durch Umgang mit isoliert liegenden MRSA-Patienten, wie sie sich zu schützen habe.

Noch ist sie auch persönlich recht gelassen. Was Corona angeht, mutmaßt sie, werde man durch den Klinikjob „krisenfest.“ Kann sein, dass das genau die Verfassung ist, die sie jetzt braucht: nicht ausflippen. Für die anderen da sein, besonnen bleiben. Darum gehe es doch – zu vermitteln: „Haltet durch, wir schaffen auch dies“ – sei es nun mit weltlichen Worten ausgedrückt oder mit Versen aus der Bibel: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ Diese Timotheus-Stelle wird es sein, die sie beim nächsten Mal mit in die Klinik nimmt. Vertrauen in die Zukunft. Ganz pragmatisch hingegen hat sie die hilfsbereiten ehrenamtlichen „Gelben Damen“ nach Hause geschickt, von denen die meisten Ende 70 oder älter sind und somit selbst gefährdet.

Wie es weitergeht, ergeben die nächsten Krisensitzungen – womöglich auch digitaler Art. Ihre Kollegen seien schon kreativ, was neue digitale Formate angeht. Denn gerade jetzt wollen sie die Menschen doch erreichen können, und wenn es über den Bildschirm ist. ●

Anne-Kathrin Stöber

(K)ein hoffnungsloser Fall: „Mein Leben auf der Hand getragen“

Seine Geschichte erzählt Mohamad Hassan mit leiser Stimme. Sie klingt ein wenig rau, und das, was er in fast fließendem Deutsch mitteilt, lässt viel Raum zwischen den Zeilen – eine Geschichte, die 2011 mit dem Bürgerkrieg in Syrien beginnt. Damals floh der 17-Jährige mit seiner Familie nach Damaskus. Seine Familie, das waren die Mutter, vier Brüder und drei Schwestern, der Vater war bereits gestorben. Acht Monate blieben sie dort, zwei seiner Brüder mussten ins Gefängnis, schließlich gelang der ganzen Familie die Flucht in den Libanon.

Mohamad (26) berichtet mit wenigen Worten und immer wieder einem Lächeln von schlimmsten Erfahrungen: „Im Krieg – da habe ich alles erlebt. Waffen. Leute, die gestorben sind ...“ Er bricht ab. Manchmal, beschreibt er bildhaft seine nie versiegende Überlebenshoffnung: „Ich habe ich mein Leben auf der Hand getragen.“ Inzwischen lebt er seit fünf Jahren in Deutschland. Die Mutter ist nach einem halben Jahr an Krebs gestorben, sein kleiner Bruder wohnt bei ihm, die Schwestern ebenfalls in der Nähe. Aber zwei seiner Brüder müssen auf ungewisse Zeit im Libanon ausharren mit ihren Familien.

Mit dem bloßen Leben ist er in Deutschland gelandet, dann hat er ohne Pause gearbeitet, Deutsch gelernt, Praktika absol-

viert, mit viel Fleiß nach zwei Jahren 2019 seine Ausbildung zum Maschinen- und Anlagenführer bei Mercedes beendet, unter den Besten abgeschlossen, fast ausnahmslos Einsen in allen Zeugnissen, eine Stelle bei einer Metallbaufirma gefunden. Stolz zeigt er die Modelle, die er gefertigt hat. Klar, es gab Unterstützung durch Schule und Sozialarbeiterin, aber vor allem einen immensen Lern- und Arbeitswillen bei Mohamad Hassan.

Was lässt ihn durchhalten, was ist seine Hoffnung? „Meine Familie herzubringen.“ Er faltet die Hände. Was kann er dafür tun? Nichts. Warten. Hoffen. Seit fünf Jahren hat er die Brüder nicht gesehen, die kleinen Nichten und Neffen kennt er nur vom Foto. Zum Abschied hat er ein trauriges Lächeln: „Es wird schon.“ Nichts wünscht man ihm mehr. ● *Anne-Kathrin Stöber*



Foto: privat

Mohamad Hassan ist in Fuldata angekommen

Die Hoffnung der Patienten: „Möglichst lange gut leben“

Allein schon wie sie spricht: frische Ansprache, fröhliche Stimme, flottes Tempo. Das strahlt etwas aus, was die Begegnung mit Dr. med. Sandra Tebbe leichter macht. Leichtigkeit aber hilft – die Ärztin ist Onkologin in einer Doppelpraxis am Klinikum Kassel. Wer zu ihr kommt – Patienten aus der ganzen Stadt Kassel und dem Umkreis – hat meistens Krebs; das Wartezimmer ist nie leer, die Terminbücher sind voll, die Kranken oft in schwachem, hilfsbedürftigem Zustand. Oder auf der Suche nach



Dr. Sandra Tebbe,
Fachärztin für
Onkologie
in Kassel

einem neuen Rat, einem Ausweg und mit viel Hoffnung, dass die Ärztin noch weiterhelfen kann. Worauf aber genau hoffen die Patienten, hofft die Ärztin? Die Wünsche ändern sich im Verlauf der Krankheit, sagt sie. Hofft jemand zunächst noch auf Heilung, geht es später oft eher um längeres Überleben, Schmerzfreiheit, darum, „möglichst lange gut zu leben. Und diese Hoffnung möchte ich unterstützen“, sagt Sandra Tebbe. „Ich bin da, höre zu und habe eine Idee, wie es weitergeht“ – so etwas strahlt sie aus. Ihre eigene Hoffnung ist, dass die Therapie für den Patienten gut läuft.

Viel hat sich seit 2003 getan, seit sie in der Onkologie arbeitet, die Behandlungsmöglichkeiten wurden „konstant verbessert“, wurden wirkungsvoller. Manche Erlebnisse nehmen die Ärztin seelisch mehr mit, dann fließen auch auf ihrer Seite mal Tränen – aber stets geht sie lächelnd auf ihre Patienten zu, mit ihrer Grundfröhlichkeit. Eine Eigenschaft, die man nicht lernen kann, die sie „schon in der Schule hatte“ und die den schwer Erkrankten hilft. Natürlich sei die Krankheit stets sehr ernst zu nehmen, sagt sie.

Die Praxisarbeit ist zum Teil sehr anstrengend. Zu Hause bei Mann, Hund und den beiden Pferden im Stall kann sie Kraft schöpfen: „Wenn ich im Mist wühle, entspannt mich das.“ Was ihr ebenso guttut, ist das positive Echo ihrer Patienten. „Wenn die lächeln können“, dann sei das für sie eine große Bestätigung. ●

Anne-Kathrin Stöber

Foto: privat

Guter Hoffnung sein: „Und dann bist du da!“

Es war eine wunderbare Zeit“, beschreibt Jana Witte (31) ihre erste Schwangerschaft, wenn auch nicht immer ganz unbeschwert: „Direkt nach der Geburt hatte ich für einige Wochen gesundheitlich ganz schön zu knapsen. Ich war sehr geschwächt, und eigentlich wollte ich doch so stark sein für mein kleines Sonnenscheinchen. Einfach war das nicht“, erinnert sich die junge Mama an die Momente des Bangens und Hoffens. Und dennoch möchte sie rückblickend keinen Augenblick missen: „Immer wieder würde ich auch eine so schwierige Zeit auf mich nehmen und für mein Kind durchstehen.“

Jetzt freut sich die zweijährige Tochter Kiara gemeinsam mit Mama und Papa auf ihr kleines Schwesterchen. Beide sind absolute Wunschkinde, betont Jana. Das sei ihr selbst wichtig gewesen – zu wissen, gewünscht zu sein und umsorgt voller Liebe. Dieses wunderschöne Gefühl möchte sie auch ihren Kindern geben. Unermesslich groß ist die Freude bereits jetzt, und alle fiebern mit: „Wenn du zum allerersten Mal von deiner Schwangerschaft erfährst, möchtest du am liebsten allen davon erzählen. Du weißt, da ist irgendwas, und wünschst dir so sehr, dass du es spürst, hörst und fühlst.“ Das sei unbeschreiblich. Sehr rasch seien bei ihr gute Wünsche gekeimt für das neue kleine Leben: Gut und



Jana und Marcus Witte warten mit der zweijährigen Kiara auf Nachwuchs

behütet möge es aufwachsen dürfen, sich unbeschwert entwickeln können mit Platz zum Spielen, Toben und Glückseligkeit. Für ihre Kinder hätten Jana und Marcus Witte am liebsten eine Welt voll Harmonie, ohne all die Spannungen und Probleme, die gegenwärtig den Globus beherrschen.

Ganz pragmatisch hofft die junge Familie darauf, sich nach der Geburt des zweiten Kindes von Anfang an voll und ganz auf ihr Baby einlassen zu können – vieles deutet darauf hin: „Ich habe diesmal so ziemlich alles mitgenommen, was man bei einer Schwangerschaft bekommen kann. Von heftiger Übelkeit bis zum Kreislaufkollaps – komplett anders als beim ersten Mal, da hatte ich vorher keine Probleme. Umso größer meine Hoffnung, dass diesmal auch nach der Geburt alles anders und ganz sorgenfrei sein wird“, sagt Jana. ●

Matthias Siegk

Foto: privat

Hoffnung auf draußen: „Diesmal soll es klappen“



Jasmin W. (nicht auf dem Foto) wird im Sommer aus der Haft entlassen

Was gibt Ihnen Hoffnung in der Zeit Ihrer Haft?“ Die erste Antwort kommt rasend schnell. „Meine Kinder. Und die Seelsorgegespräche.“ Jasmin W.* sitzt im Besucherzimmer einer hessischen JVA, trägt weiße Arbeitskleidung vom Küchenjob, den sie hier drinnen hat. Seit zwei Jahren ist die Anfang-30-Jährige inhaftiert, draußen warten ihre Kinder auf sie. Die sind bei einer Pflegefamilie untergebracht. Manchmal kann sie mit ihnen telefonieren und sie einmal im Monat für eine Stunde sehen – zu wenig für ein ausgiebiges Beisammensein – und

beinahe zu viel für die befremdliche Atmosphäre im Knast. Zwei Jahre, das ist lang im Kinderleben. Und Jasmin ist auch nicht zum ersten Mal hier, die Seelsorge kennt sie daher schon länger. Dass man ihr einfach zuhört und immer wieder jemand da ist, macht ihr Mut. „Draußen gab es ja keine Gespräche.“ Drinnen sah es manchmal sehr düster aus; es sind in dieser Zeit nahe Angehörige gestorben, um die Jasmin trauert. Zum Totengedenken dürfen zu Beginn des Sonntagsgottesdienstes Kerzen angezündet werden. Ein kleines Ritual mit intensiver Wirkung – das macht Jasmin jede Woche, es hilft ihr, „mit all dem fertigzuwerden.“ Ansonsten, sagt sie, gibt der Gefangenentag nichts her an Hoffnung ...

Man wartet, dass die Zeit vergeht, dabei hilft die Arbeit, egal was, „dann ist man aus der Zelle draußen.“ Um so größer ist die Vorfreude auf den Spätsommer: Haftentlassung, die Kinder wiedersehen, das Leben in den Griff kriegen. Das ist ihr Wunsch an sich selbst. Wird schwierig, sagt sie, und man sieht es ihr an. Aber diesmal will sie unbedingt „clean“ bleiben und ihr Drogenproblem in den Griff kriegen.

Auf was hoffen die Kinder? Auf Normalität. Eis essen, ins Schwimmbad gehen, einfach zusammensein. Der große Rest wird viel von Jasmin verlangen, und ihre erste Hoffnung, ihr fester Wille ist, „dass es diesmal klappt.“ Dass sie Familie sein können. „Und nicht nur für eine Stunde!“ Bis dahin bleibt ihr nur, „jeden Tag und ganz, ganz oft“ an ihre Kinder zu denken. Manchmal Briefe mit ihnen zu wechseln. Ab und zu liest sie sogar in der Bibel, die sie hier vorfand. Das wäre ihr früher nicht in den Sinn gekommen. Jetzt tut es manchmal sogar gut. ●

Anne-Kathrin Stöber

Foto: Adobe Stock

* Name von der Redaktion geändert

Eine Hoffnung, die man sieht, ist nicht Hoffnung

Was ist der Kern der christlichen Hoffnung?

Vor Wochen in Volkmarshausen nach der Amokfahrt. Ich gehe zu dem großen Gedenkgottesdienst. Draußen vor der Kirche spricht mich jemand an: „Was meinen sie denn? Was wir da gerade erleben, steht doch schon alles so in der Bibel. Erst die große Dürre, dann Mord und Totschlag, und jetzt auch noch diese Seuche, ... bald kommt das Ende“. „Das sehe ich anders“, sage ich reflexartig, „in der Bibel lese ich auch ganz viel von der Hoffnung“. Für ein Gespräch fehlt die Zeit. Wir gehen beide weiter. In der Kirche steht dann vieles nebeneinander: Betroffenheit und Schmerz, Sorge um die Verletzten – aber auch eine echt starke Hoffnung: Wir halten zusammen, wir lassen uns nicht vom Hass regieren, wir freuen uns über die große Unterstützung vor Ort und aus der ganzen Welt. Aber darunter ist dann doch wieder eine große Unsicherheit zu spüren: Was kommt als nächstes? Wie wird es weitergehen? Fragen, die in Zeiten der Corona ganz oben auf liegen.

„Wir sind zwar gerettet“, schreibt Paulus den Römern, „doch auf Hoffnung. Eine Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung.“ Damit trifft er wohl ziemlich genau, was die Christen damals fühlen. Viele sind enttäuscht vom Glauben. Man gehört zu einer Minderheit, wird ausgelacht, angefeindet, manche sogar verfolgt. Und das soll nun ein neues Leben sein? Man soll sich erlöst fühlen und frei? Zu spüren ist davon nichts.

Die Schöpfung seufzt

Paulus geht darauf ein. Wir sind noch nicht am Ziel, sagt er, doch wir geben die Hoffnung nicht auf. Auf uns wartet „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“. Sie wird kommen. Auch wenn wir davon jetzt noch nichts sehen. Wir warten aber darauf. Wir sehnen uns danach, so sehr, dass es fast wehtut. Und damit sind wir nicht allein, „die ganze Schöpfung seufzt mit uns“. Dieser Satz klingt dann wirklich so, als wäre er extra für uns heute geschrie-

ben: „die ganze Schöpfung seufzt“, Tiere sind eingesperrt, der Wald vertrocknet, die Meere sind voll Plastikmüll. Und jetzt auch noch Corona, weltweit mit unabsehbaren Folgen. Eine Situation, die sprachlos macht. Paulus schreibt: „... wir wissen nicht, wie wir beten sollen“.

»Hoffnung ist ein Geschenk. Sie öffnet sich, wenn du dich ihr öffnest. Und im Grunde ist sie schon in dir.«

Doch so düster das klingt, genau damit trifft der Apostel den Nerv. Seine Leute fühlen sich verstanden. Es ist eine realistische Haltung. Gut geerdet. Und diese Hoffnungsschritte, mit Erde an den Füßen, sind anders als die Strategien, die man sonst beobachten kann in Krisenzeiten.

Zum Beispiel **vertrösten**: Erst im Himmel wird es besser. Hier auf dieser Welt müsst ihr ertragen, was euch quält – geduldig bleiben, still halten, nichts ändern. Da wird die Hoffnung zum Ersatz für das Handeln, der Glaube zu einer Droge.

Oder **abwiegeln und schönreden**: Du musst immer alles positiv sehen. Das Glas ist halb voll! Alles halb so schlimm. Es lohnt nicht, sich aufzuregen. Also sei schlau und genieß das Leben.

Oder **resignieren**: Du kannst sowieso nichts tun, du bist viel zu schwach. Auf dich kommt es jetzt auch nicht mehr an. Es kommt, wie es kommen muss, ist halt Schicksal.

Oder **Panik**: Das Ende steht vor der Tür. Wenn wir der Klimakatastrophe entkommen wollen, müssen alle sofort alles anders machen. Wir haben noch drei Jahre, dann ist es vorbei.

Christliche Hoffnung ist anders. Sie lässt sich nicht machen, einerseits. Sie ist ein Geschenk. Sie öffnet sich dir, wenn du dich ihr öffnest. Eigentlich ist sie schon in dir und in uns allen. Sie gehört zur Ausstat-

tung für alle Lebewesen, ein Geschenk von dem, der das Leben schenkt. Alles, was atmet, will leben. Alles was lebt, will es gut haben. Also reiben wir uns an dem, was schmerzt. Wir werden aktiv. Zupacken ist die andere Seite der Hoffnung. Wir sehen, was das Leben bedroht, und kämpfen. Was krank macht und den Tod bringt, nehmen wir nicht hin. Wir hören auf einander, entwickeln Ideen, finden neue Wege. Und dabei macht die Hoffnung uns stark, setzt ungeahnte Kräfte frei, führt über uns selbst hinaus, verbindet uns mit anderen.

Also hoffen wir: Corona ist stark, aber zusammen sind wir stärker; gerade dadurch, dass wir bewusst auf Abstand gehen – eine Zeitlang.

Also hoffst du: Die Veranlagung für Krebs hast du geerbt, aber du musst ihn nicht bekommen. Du lebst gesund. Und du wirst alles tun, wenn er sich meldet.

Also hoffe ich: Dass unser Glaube neu lebendig wird, dass durch unsere Kirche ein Ruck geht und wir etwas beitragen für ein neues Zusammenleben im Land. Dass der Hass wieder verschwindet, dass einzelne nicht abdriften und zu Gewalttätern werden.

Also hoffen wir: Dass wir es schaffen, die Klimawende zu wenden, oder sie zu entschärfen. Weil wir wissen, es kommt auf jedes halbe Grad an.

Ich hoffe, wir hoffen. Ich hoffe, wir geben nie auf. Wir bleiben geduldig und ungeduldig. Zäh und agil.

Das deutsche Wort „hoffen“ ist verwandt mit dem Wort „hüpfen“. Wer hofft, kann auch mal die Gangart wechseln, das Schwere leicht nehmen. Hoffen hält jung. Das Wort „hoffen“ hört sich auch an wie „offen“. Wer hofft verschließt sich nicht. Hoffnung weiß, dass es immer etwas zu verbessern gibt, und trotzdem die Welt nie perfekt wird. Die Erde wird nie das Paradies sein. Wer „auf Teufel komm raus“ eine heile Welt bauen will, wird zwar die Teufel heraus locken aber damit das Paradies umso mehr verschließen. Also: Halten wir es lieber offen. Und hoffen. Das Beste kommt noch. So schreibt es auch Paulus: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ ●

Helmut Wöllenstein,
Propst des
Sprengels Marburg



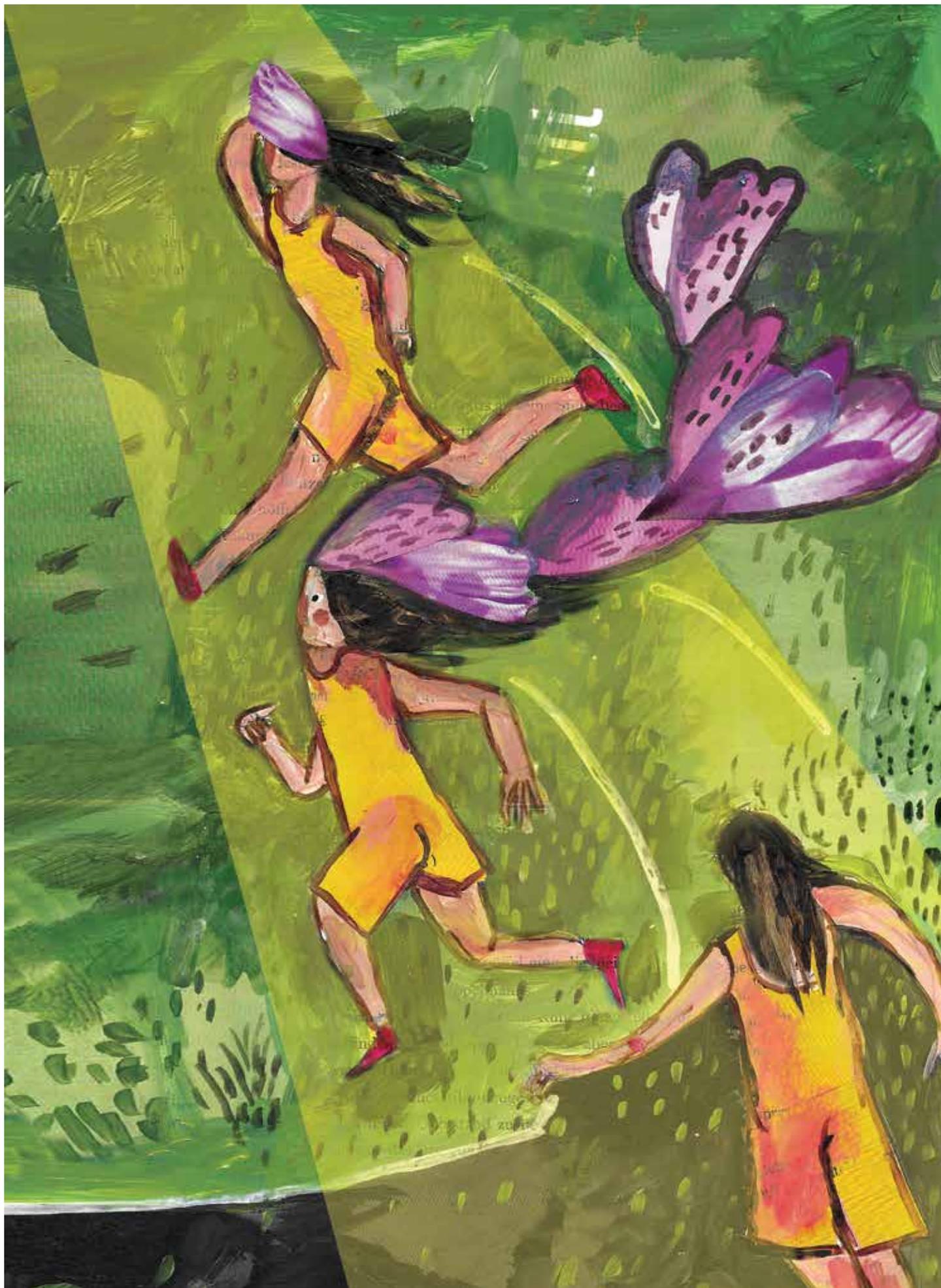


Illustration: Marya Andaz

Fragmente der Hoffnung

Nicht der Glaube an den guten Ausgang der Dinge zählt

Wie lernt man hoffen? Im Augenblick wird die Frage nach der Hoffnung an vielen Orten gestellt. Sie irritiert mich, denn sie wird oft lamentös und vor allem Handeln gestellt. Erst will man in der Aussicht versichert sein, dass alles gut geht, allenfalls dann wird man handeln und seinen Teil zum guten Ausgang beitragen. Vielleicht sollten wir die Frage nach dem guten Ausgang vergessen, denn sie ist nicht beantwortbar. Vielleicht war die Geschichte mit dem Regenbogen nach der Sintflut, die die Bibel erzählt, doch anders gemeint. Es waren wohl nicht der einfache Fortbestand der Welt gemeint, der Fortschritt und die Garantie des guten Ausgangs.

Vielleicht heißt Hoffnung gar nicht, an den guten Ausgang der Welt und an die Vermeidung ihrer Zerstörung zu glauben. Es garantiert uns keiner, dass das Leben auf der Erde in absehbarer Zeit nicht kollabiert, auch kein Regenbogen. Aber wir können tun, als hofften wir. Hoffen lernt man auch dadurch, dass man handelt, als sei Rettung möglich. Hoffnung garantiert keinen guten Ausgang der Dinge. Hoffen heißt, darauf vertrauen, dass es sinnvoll ist, was wir tun. Hoffnung ist der Widerstand gegen Resignation, Mutlosigkeit und Zynismus.

Zu handeln, als gäbe es einen guten Ausgang, sind wir einmal uns selber schuldig. Man entwürdigt sich und spricht sich selber Subjektivität ab, wenn man die Dinge zu ihrem Unglück treiben lässt. Luthers Satz vom dem Apfelbäumchen, das er pflanzen wollte noch angesichts des Weltuntergangs, heißt nicht, dass er den Blick auf die untergehende Welt verweigert. Es ist kein verblendeter Optimismus. Er ehrt sich selber, indem er sich als Handelnden begreift; als einen Menschen, der die Fähigkeit und den Auftrag hat, das Leben zu schützen. Nicht allein der Erfolg rechtfertigt, was ein Mensch tut. Es gibt Handlungen, die in sich selber gerechtfertigt sind. Die Liebe und die Gerechtigkeit heilen und heiligen den Menschen; nicht

erst der Erfolg, den die Liebe und die Gerechtigkeit vorzuweisen haben.

Sich um die Gewissheit des guten Ausgangs nicht zu kümmern und zu tun, als sei es schon sicher, dass unserer Arbeit Erfolg beschert ist, sind wir auch unseren Nachkommen schuldig. Es ist nicht ausgemacht, dass unsere Mühe vergeblich ist. Es ist noch nicht ausgemacht, dass alle Rettungswege verschlossen sind. Auf die Predigt Jonas von der bevorstehenden Vernichtung Ninives befiehlt der König Umkehr und Trauer, und er sagt: „Wer weiß! Vielleicht lässt sich's Gott gereuen und lässt von seinem Zorn, dass wir nicht untergehen.“ Wer die Welt und das Leben

»Hoffnung garantiert keinen guten Ausgang der Dinge. Hoffen heißt, darauf vertrauen, dass es sinnvoll ist, was wir tun.«

der eigenen Nachkommen liebt, wird „Wer weiß!“ sagen. Er wird, wenn schon nicht in seiner ausdrücklichen Hoffnung, so doch in seinem praktischen Handeln damit rechnen, dass das Leben, die Freiheit, die gerechte Verteilung der Güter und der Schutz der außermenschlichen Natur gelingen können.

Hoffnung ist nicht hauptsächlich eine Sache theoretischer Einsicht oder Erwartung. Es ist eine Qualität des Handelns. Wer Kinder und Enkelkinder hat, die er liebt, der wird an ihrer menschlichen Zukunft nicht nur bauen, weil diese Arbeit Erfolg hat, sondern weil er seine Kinder liebt. Gott schenkt uns mit dem Trank der Hoffnung nicht nur etwas zu trinken – um einen Satz Ernst Blochs abzuwandeln –, sondern auch etwas zu kochen. Ich sage es mit dem katholischen Theologen Johann Baptist Metz (1928–2019): „Unser bürgerliches Christentum krankt an einem



Foto: Adobe Stock

süßen Gift, am süßen Gift des nur geglaubten Glaubens, einer nur geglaubten Praxis der Nachfolge, einer nur geglaubten Liebe und Umkehr.“ Der Glaube und die Hoffnung verdorren, wo sie nur Sachverhalte unserer Innerlichkeit sind und wo sie nicht Praxis werden.

Die Hoffnung kann lesen. Sie vermutet in den kleinen Vorzeichen das ganze Gelingen. Sie stellt nicht nur fest, was ist. Sie ist eine wundervolle untreue Buchhalterin, die die Bilanzen fälscht und einen guten Ausgang des Lebens behauptet, wo dieser noch nicht abzusehen ist. Sie ist vielleicht die stärkste der Tugenden, weil in ihr die Liebe wohnt, die nichts aufgibt, und der Glaube, der den Tag schon in der Morgenröte sieht.

Vielleicht muss der zynisch werden, der viel weiß, aber aus der Rolle des Beobachters nicht herauskommt. „Der Beobachter sieht nichts“, heißt es bei Johannes Bobrowski. Der resignierte Beobachter sieht, was ist, und ist geblendet von der Gegenwart. Die Hoffnung sieht, was sein und was werden kann. Der distanzierte Beobachter sieht kein Morgenrot, er glaubt an keine Utopie. Man kann nicht denken, was man nicht tut. Man kann nicht glauben, was man nicht tut. Man kann nicht erhoffen, woran man nicht arbeitet. „Der Beobachter sieht nichts.“ Die Welt und der Lauf der Dinge leuchten dem nicht ein, der nur Zuschauer ist. ●

Aus einem Vortrag von Prof. Dr. Fulbert Steffensky, gehalten am 8. Juli 2017 im Jungen Studio des Theater Lübeck

Den kompletten Text finden Sie unter www.theater-luebeck.de/index.php%3Fgetfile%3Dfragmente_der_hoffnung_vortrag_steffensky.pdf

„Die Widersprüche in sich zulassen“

Interview mit dem Theologen Fulbert Steffensky zu persönlichen Hoffnungen im Leben

? Der Regenbogen ist keine Garantie für ein Happy End, sagen Sie sinn- gemäß im nebenstehenden Artikel bezogen auf die Zerstörung der Erde, die vielen Angst macht. Ist das eine nüch- tern-realistische Sicht der Dinge?

Prof. Dr. Fulbert Steffensky: Ich glaube schon. Die Feststellung, dass die Erde aufs Äußerste bedroht ist, ist ja keine Glaubenssache mehr, sondern es ist absehbar. Zur Hoffnung gehört, dass man sich keine Illusionen macht. Hoffnung und Illusionen vertragen sich nicht.

? Sind Sie im Leben eher Pessimist oder Optimist?

Steffensky: Wenn ich meine Enkelkin- der sehe, dann ist mir nicht erlaubt, ein Pessimist zu sein, sondern sie sind eigent- lich meine Hoffnungsgarantien, ich kann überhaupt nicht ohne Hoffnung für sie sein. Oder wenn ich die ertrinkenden Kin- der im Mittelmeer sehe, kann ich mir den Luxus der Hoffnungslosigkeit überhaupt nicht erlauben. Dann schreie ich, sie sollen geborgen sein. Wenn wir schon die Verant- wortung nicht wahrnehmen, dann soll sie wenigstens Gott wahrnehmen.

? Was gibt Ihnen persönlich Hoffnung?

Steffensky: Hoffnung kann nur im Handeln liegen. Wenn ich mit anderen auf die Straße gehe – für den Klimaschutz oder für den Frieden und so weiter –, dann liegt meine Hoffnung in den Beinen. Wider- stand gegen die Resignation – das würde ich Hoffnung nennen – Widerstand gegen die eigene Trägheit.

? Wie würden Sie das Wesen der Hoffnung beschreiben?

Steffensky: Man muss etwas von Liebe verstehen, wenn man hoffen will. Ich will die Zukunft meiner Enkel nicht aufgeben, selbst wenn ich sehe, wie gefährdet sie ist. Ich sehe täglich in den umliegenden Ber- gen, wie das Eis davoneilt. Aber ich lasse mich nicht betören durch die Hoffnungslo- sigkeit des Klimawandels. Alle Hoffnung ist ein Stück Arbeit, sie liegt nicht im Verstand, sondern in den Händen und Füßen.

? Und wie ist das mit der Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod?

Steffensky: Meine Frau hat immer ge- sagt, wenn ich sterbe, werde ich ein Trop- fen im Meer der Liebe Gottes sein. So kann man das ausdrücken. Aber man kann auch sagen: Ich falle nicht in eisige Abgründe, wenn ich sterbe. Und die, die um mich ster- ben, sie sind geborgen. Ich weiß nicht, was ich damit sage. Aber es ist so etwas wie eine Keckheit, das zu behaupten. Also an- gesichts des Todes oder der Verstümmelung des Lebens zu behaupten: Das ist nicht das Letzte! Auch wenn ich nicht weiß, was ich sage.

? Waren Sie persönlich schon mal ganz ohne Hoffnung?

Steffensky: Ich bin jetzt 86, habe den Krieg miterlebt und natürlich gab und gibt es Situationen, in denen man sagen muss: Es geht nicht weiter, ich bin am Boden – wie im 22. Psalm, aber dort steht auch: „Und dennoch lobe ich dich.“ Also die Wi- dersprüche in sich zulassen als ein Moment der Reife des Menschen, das macht das Le- ben schöner, reicher.

? Was halten Sie von der Fridays-for- Future-Bewegung? Wird da Hoff- nung in Ihrem Sinne sichtbar?

Steffensky: Ich habe immer etwas Angst um diese Greta oder um Figuren ähnlicher Art. Angst, dass sie enttäuscht werden oder dass sie benutzt werden. Ich würde gar nicht danach fragen, wie viel Er- folg sie haben. Scheitern ist nie ein Beweis der Unmöglichkeit. Ich glaube, dass diese Bewegung zu Ende kommt, sonst gewinnt sie auch eine routinierte Harmlosigkeit. Aber sie haben etwas angestiftet, dahinter kann man nicht leicht zurückgehen. Inso- fern sind sie schon ein großer Anfang und ein Meilenstein auf dem Weg.

? Denken Sie, dass die Kirche solche Bewegungen stärker unterstützen oder sich sogar an die Spitze setzen müsste?

Steffensky: An der Spitze hat die Kir- che nichts verloren. Die Zeit ist vorbei. Die



Prof. Dr. Fulbert Steffensky (86), bekannt durch Buchveröffentlichungen und Vorträge, war Religionspädagoge an der Uni Hamburg. Im Alter von 21 Jahren wurde er Mönch im Benediktiner- kloster Maria Laach, das er nach 13 Jahren ohne kirchliche Erlaubnis verließ. 1969 konvertierte er zum lutherischen Bekenntnis. Er heiratete die evangelische Theologin Dorothee Sölle, die 2003 verstarb. Heute lebt Steffensky mit seiner zweiten Frau, der katholischen Theologin Li Hangartner, im schweizerischen Luzern.

Kirche ist nicht Schiedsrichter, nicht mal Li- nienrichter, aber sie ist Mitspieler. Ich finde es gar nicht schlecht, dass an vielen Stellen etwas aufbricht in der Kirche. Das hat mit der Hoffnung zu tun, dass etwas durch den Asphalt bricht und anfängt zu blühen.

? Gibt es überhaupt eine Alternative zur Hoffnung?

Steffensky: Die Tränen, würde ich sa- gen. Ich glaube, es gibt eine respektable Hoffnungslosigkeit. In Camus' „Pest“ gibt es eine Szene, in der ein Jesuitenpater mit einem Arzt diskutiert, der kranke Kinder be- treut. Der Jesuit spricht von Hoffnung und Rettung. Und der Arzt sagt: Solange ein Kind an dieser Krankheit verreckt, kann ich nicht an Gott glauben. Dieses ernsthafte Nicht-an-Gott-glauben-Können, nicht darü- ber hinwegkommen, was Menschen ange- tan wird in dieser Welt, das ist die Fröm- migkeit des Atheismus. Man kann dieser Frömmigkeit nicht ausweichen. Denn es ist eine unerledigte Frage, auf die man von Christen Auskunft erwartet: Was ist denn mit diesem Gott? Der Atheist braucht sich dieser Frage nicht zu stellen. ●

Fragen: Lothar Simmank

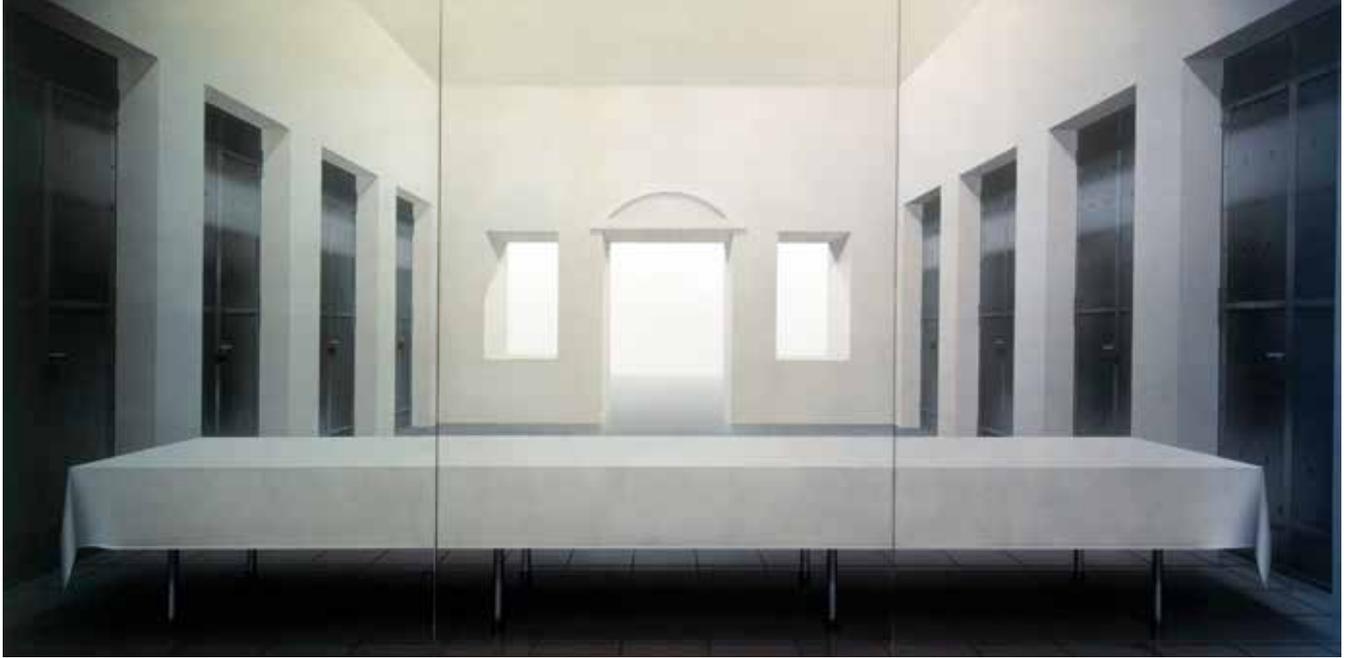


Foto: alky-images

Der leere Tisch

Es gibt kaum jemanden, der Leonardo da Vincis Abendmahls-Bild nicht schon mal gesehen hätte. Kein Wunder: Millionenfach wurde das weltberühmte Motiv auf Poster oder T-Shirts gedruckt. Spätestens seit Andy Warhol das Motiv in den 1980ern zu Popkultur machte, ist „Last Supper“ allgegenwärtig.

Das Original entstand vor über 500 Jahren als Wandgemälde und schmückt die Klosterkirche Santa Maria delle Grazie in Mailand. Zu Corona-Zeiten ist dies allerdings ein unerreichbarer Ort mitten im italienischen Sperrgebiet. Touristen können zurzeit die muntere Tischgemeinschaft nicht im Original besichtigen: Jesus und seine zwölf Jünger essen, trinken und reden – dicht gedrängt und ohne Sicherheitsabstand an einem langen Tisch.

Leonardo da Vinci: Nähe und Dynamik

Soziale Kontakte dieser Art treiben Virologen aktuell Schweißperlen auf die Stirn. Corona sorgte für eine abrupte Unterbrechung der Abendmahlsliturgie, die sich auf diese Szene beruft: Am Gründonnerstag gedenkt die Christenheit des Mahls am Vorabend der Kreuzigung, bei dem Jesus gemäß biblischer Überlieferung die Eucharistiefeier einsetzte, die weltweit in den Kirchen praktiziert wird. Doch angesichts der Infektionsgefahr verbietet sich das gemeinschaftliche Trinken aus dem Kelch, das Brotbrechen, die Nähe am Altar – und überhaupt: Gottesdienste in der Karwoche und zu Ostern fallen aus.

Abendmahls-Bilder – in Zeiten des Corona-Virus neu betrachtet



Foto: Wikipedia

Der Tisch des Herrn bleibt also leer. Als hätte er diese Situation prophetisch erahnt, schuf der Stuttgarter Künstler Ben Willikens bereits in den 1970er Jahren die erste Version seines berühmten „Abendmahls“ – ein drei mal sechs Meter großes Triptychon, das fast ohne Farbe auskommt und einen Tisch im menschenleeren Raum zeigt. Es ist dieselbe Raumaufteilung wie bei Leonardo, die gleiche Anzahl der Fenster und Türen, der mit einem Tuch bedeckte Tisch – doch alles andere fehlt: Jesus und die Jünger, Brot und Wein, Nähe, Verat, Dynamik ... nichts von alldem.

Ben Willikens: „Offenbarung des Lichts“

Die kalte Atmosphäre ist mit Händen zu greifen. Im Kontrast zu den üppigen Farben Leonardos regiert bei Willikens das Grau-in-Grau. Von „atemberaubender Isoliertheit“ sprachen Bild-Interpreten. In einer Bildpredigt sagte der ehemalige Braunschweiger Bischof Friedrich Weber am Gründonnerstag 2011: „Die schmerzhaft, ja provokante Leere dieses Bild erhellt, was Luther niemals losgelassen hat, wenn er vom Abendmahl sprach und sei es

auch noch so schwer zu begreifen: Wir brauchen mehr als nur Gedächtnis und Erinnerung – ein leerer Tisch ist uns zu wenig.“ Dem heute 80-jährigen Ben Willikens selbst ging es mit seiner nüchternen Malerei vorrangig

um die Auseinandersetzung mit Raum und Perspektive. „Ich male seit Jahren Innenräume von Innenräumen von Innenräumen. Und frage nach ihren leeren Zentren. Ihre Mitte scheint mir, war einst ausgefüllt mit dem Bild des Menschen als dem Zentrum der Welt, dem Maß aller Dinge. Mir ist das Menschenbild abhandengekommen. Der einzelne Betrachter, das Individuum, ist die Figur, die zu meinem Bild gehört“, sagte der Kunstprofessor.

Eine mystische Dimension, die Leonardos Original fehlt, lässt sich in Willikens Abendmahl entdecken. Es ist das gleißende weiße Licht, das durch die hinteren Fenster in den Raum strömt – für den Marburger Theologen Horst Schwebel eine „Offenbarung des Lichts“: „Das Licht wird zum Medium einer transzendenten Potenz, welche die kargen, kalten Räume auf neue Weise definiert,“ schrieb Schwebel in einer Dokumentation über „Kirche und moderne Kunst“.

Das Licht, das in eine bedrohliche Situation hineinstrahlt? Das leere Räume füllt? Kann dies zu Corona-Zeiten als Verheißung gedeutet werden? Das Bild spricht für sich: Der leere Raum ist kein endgültiger Zustand. ● *Lothar Simmank*

Was nun? Konfirmanden im Wartestand

Die Landeskirche empfiehlt, die Konfirmationen zu verschieben – nicht ganz einfach, wie sich in Kassel zeigt

Eigentlich sollte dieser Sonntag ganz anders verlaufen. Eigentlich war für heute ein Gottesdienst geplant, den die Konfirmanden der Kasseler Matthäus- und Lukaskirche, darunter mein Sohn, vorbereitet hatten. Eigentlich sollte am 3. Mai Konfirmation gefeiert werden.

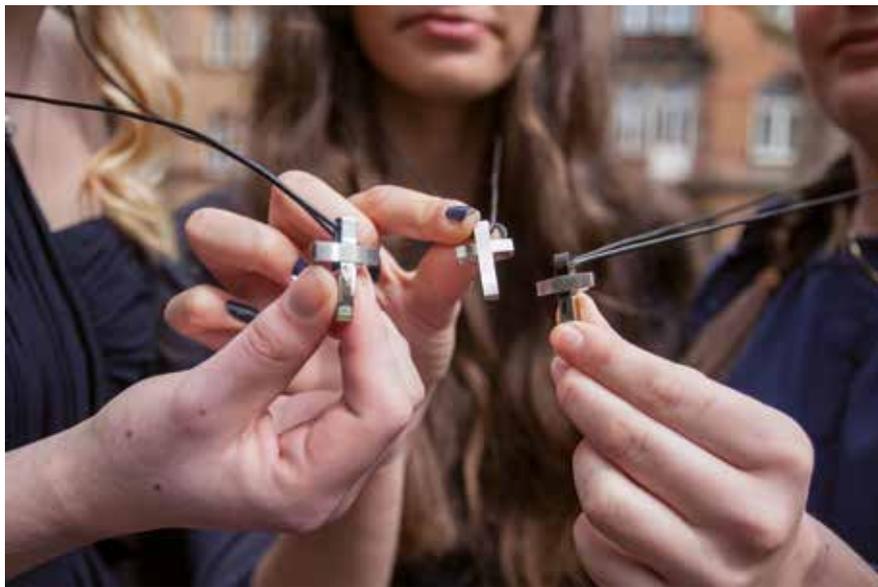
Und dann kam da ein für uns unsichtbares Lebewesen dazwischen; ein Virus, und machte alle Pläne zunichte. Und so sitzen an diesem Morgen statt zum Gottesdienst etliche Eltern, Konfirmanden und Konfirmandinnen mit Pfarrer Dietrich Hering und dem Kirchenvorstand in der Kirche zusammen, um zu beraten, wie es weitergeht – mit Sicherheitsabstand.

Kirchenältester Stephan Meyer hat seine Gitarre mitgebracht und spielt leise einige Lieder, bevor das Treffen beginnt. In einem geht es um das Vertrauen in Gott gegen die Sorgen. Die Stimmung ist ruhig, als Pfarrer Hering die Lage skizziert, die ohnehin jedem klar ist. Würde man versuchen, den ursprünglichen Termin zu halten, sei es allenfalls denkbar, in einem sehr kleinen Rahmen zu feiern, denn mehrere hundert Besucher in einem Gottesdienst erscheinen derzeit nicht denkbar. Doch das hätte bedeutet, dass Menschen – etwa ältere – ausgegrenzt werden müssten.

„Ich bin überzeugt, wir können die Konfirmation so nicht stattfinden lassen“, bilanziert Hering – aber damit haben sich die meisten schon abgefunden, so gibt es auch keinen Widerspruch. Neuer Terminvorschlag des Kirchenvorstands ist der 1. November: „Da könnte aller Wahrscheinlichkeit nach das Schlimmste vorbei sein.“ Und es gäbe Gelegenheit, vor den Sommerferien noch einmal zu prüfen, ob der Termin realistisch sei.

Nun entspinnt sich eine kurze Diskussion: Warum nicht lieber in den Herbstfe-

rien? Ist das Wetter im November nicht zu schlecht für eine Konfirmation? Zuspruch gibt es auch für die Idee, gleich auf den 21. März 2021 zu verlegen. Entschieden



Ein bedeutsamer Tag: Konfirmandinnen mit einer Kreuzkette, die sie von ihrer Kirchengemeinde als Konfirmations-Erinnerung bekommen hatten. Das Foto entstand im Jahr 2016 vor der Kasseler Friedenskirche

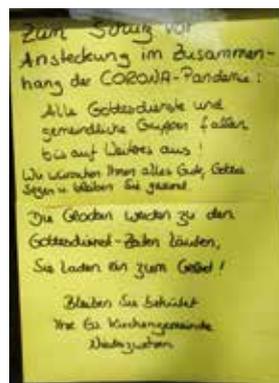
wird noch nichts; auch weil nicht alle Eltern und Konfis da sind. Pfarrer Hering kündigt eine Abstimmung per E-Mail und einen baldigen Beschluss des Kirchenvorstands an.

»Wir als Kirche müssen kreativ sein.«

Die Familien müssen nun umplanen. Viele haben Restaurants und Hotelzimmer längst gebucht, so wie Jan Hennig, dessen Kinder Per und Tjede konfirmiert werden sollen. Mit etwa 30 Gästen rechnen, nun müsse alles neu organisiert werden. Die Enttäuschung sei bei ihm nicht so groß, sagt der 14-jährige Per Ney. Die Konfirmation sei ihm wichtig, vor allem das große Fest mit der ganzen Familie.

Auch Pfarrer Hering beobachtet, dass die Konfirmation einen hohen Stellenwert

behalten hat. In der Lebensphase, in der die Jugendlichen sich befinden, seien religiöse Fragen sehr präsent. Es gebe ein Bedürfnis, dass der Übergang vom



Abgesagt: Hinweisblatt an der Matthäuskirche in Kassel

Kind zum Erwachsensein – als rite des passage (Übergangsritus) – auch seelsorgerlich begleitet werde. Die Konfirmanden und Konfirmandinnen be-

kämen bei der Feier und in der Vorbereitungsraum für ihre Fragen und Anliegen.

Eine Verschiebung der Konfirmation hat Hering in seinen 25 Jahren als Pfarrer noch nicht erlebt. Es sei schon sehr schade, dass das nun passiere, aber es sei eben auch gut, wenn das wichtige Fest angemessen gefeiert werden könne. Stephan

Meyer, der Mann mit den tröstenden Liedern, drückt es so aus: „Wir als Kirche müssen in dieser Zeit kreativ sein.“ ●

Olaf Dellit



Pfarrer Dietrich Hering



Konfirmandenvater Jan Hennig



Konfirmand Per Ney

Fotos: medio.tv/Dellit

Hoffnung zu haben, ist realistisch

Ein Chor-Musical bringt den berühmten Traum des Friedensnobelpreisträgers Martin Luther King auf die Bühne

Träume sind Schäume“, sagt der Volksmund. Und wenn jemand unrealistische Wünsche äußert oder einer „fixen Idee“ hinterherrennt, dann warnen wir ihn: „Mach dir keine Illusionen!“ oder verspotten ihn sogar: „Träum weiter!“ Von dem Mann, der die Rassentrennung in den USA beendete und als Held der Humanität in die Geschichte des 20. Jahrhunderts einging, kennen viele nur vier Wörter: „I have a dream“. Womit ja nicht der amerikanische Traum „vom Tellerwäscher zum Millionär“ gemeint war, sondern die Erfüllung konkreter politischer Forderungen – nach Gleichberechtigung und -behandlung für Menschen aller Rassen und Religionen, nach sozialer Gerechtigkeit und nach Frieden.

„Erzähl von deinem Traum ...“

250.000 Menschen, darunter etwa 50.000 Weiße, kommen am 28. August 1963 zu einer Kundgebung nach Washington. Durchgängiges Thema aller Redner: Präsident John F. Kennedys Gesetzesvorlage zur Gleichberechtigung der Schwarzen soll endlich vom Kongress verabschiedet werden. Bob Dylan und Joan Baez singen „We shall overcome“. Als Martin Luther King ans Pult tritt, spricht er von Präsident Abraham Lincoln, der 100 Jahre zuvor die Sklaverei abschaffte. Aber noch immer warteten die Schwarzen darauf, dass die in der amerikanischen Verfassung verankerten Menschenrechte endlich eingelöst würden.

„Erzähl lieber was von deinem Traum“, ruft ihm Gospelsängerin Mahalia Jackson zu. Da löst sich King von seinem Manuskript und spricht drei Minuten lang frei. Es klingt nach einem Mix aus Jesaja und Amos, den Psalmen und den Gleichnissen Jesu: „Es ströme das Recht wie Wasser und der Friede wie ein nie versiegender Bach. Alle Völker am Tisch des Friedens. Berge der Verzweiflung, ein Haus aus Steinen der Hoffnung.“ Drei Minuten, die als „I have a dream“-Rede in die Geschichte eingehen.

Kings Traum war keine Illusion, sondern eine Utopie. Die Utopie des 19. Jahrhunderts war die Abschaffung der Sklaverei. Unvorstellbar im Kolonialreich des British Empire und in den Vereinigten Staaten. 1807 in England und 1865 in den USA war es soweit. Die Utopie des 20. Jahrhunderts war Friede zwischen den Völkern Europas. Unvorstellbar nach zwei Weltkriegen mit mehr als 80 Millionen Toten. Er wurde Realität. Im Westen 1945, in ganz Europa 1989. Was ist die Utopie des 21. Jahrhunderts? Was wird heute als naive Gutmenschen-Träumerei verhöhnt oder gar bekämpft? Wer sind „unsere“ Schwarzen, für deren Chancen-

gleichheit und soziale Gerechtigkeit, für deren Menschenwürde und Freiheit Martin Luther King kämpfen würde? Eine umwelt- und sozialverträgliche Weltwirtschaft und die friedliche Koexistenz der Weltreligionen zum Beispiel?

„Ich hoffe, dass ...“

Worauf hoffen Menschen heute? Lässt man den Traum von sechs Richtigen im Lotto mal weg, treten erstaunlich ähnlich klingende Hoffnungen und Wünsche zutage: Dass nicht Gewalt, sondern Verantwortung Jugendliche antreibt. Dass nicht Profit, sondern Gemeinschaftssinn Berufstätige motiviert. Dass nicht Erschöpfung, sondern Empathie die Mütter und Väter in Familien bewegt. Dass nicht Ohnmacht, sondern mutige Solidarität die Bürger auszeichnet. Dass nicht Einsamkeit, sondern versöhnte Lebensfreude die Altgewordenen prägt.

Das klingt nach einem unerreichbaren Programm für Gutmenschen. Wer soll für die Umsetzung dieser Hoffnungen sorgen? Ein beliebter Autoaufkleber zu Zeiten M. L. Kings lautete: „Milliarden Menschen auf der Welt sagen: Alleine kann ich eh nix ändern“. Inzwischen wissen gerade wir Deutschen: Kein Hoffender ist allein, sondern kann zum Hoffnungsträger für andere werden. Martin Luther King wurde es für Menschen, mit denen er auf den ersten Blick gar nichts zu tun hatte. ●

Andreas Malessa

BEGEISTERNDEN MEGA-CHOR
MITREISSENDE BÜHNENSHOW INTERNATIONALE MUSICALSTARS

DAS CHORMUSICAL MARTIN LUTHER KING

Ein Traum verändert die Welt

von ANDREAS MALESSA
Musik HANJO CABLER & CHRISTOPH TERBLUYKEN

JETZT TICKETS SICHERN!

Do. 21.05.2020 | 19:30 Uhr
Kongress Palais Kassel
www.king-musical.de | 02302 28222 22

„Ein Traum verändert die Welt“ singt der Megachor im Musical, das am 21. Mai 2020 auch in Kassel zu erleben sein soll.

Die Veranstalter weisen darauf hin, dass das Konzert im Fall einer Absage zu einem späteren Zeitpunkt in Kassel nachgeholt werden soll.

Die gekauften Tickets behalten in diesem Fall ihre Gültigkeit.

Aktuelle Informationen zum Chormusical finden Sie jederzeit online unter www.king-musical.de

„I have a dream“

Die große Hoffnung des Martin Luther King

Foto: H. Klinefelter

Wer war Martin Luther King?

Geboren am 15. Januar 1929 als „Michael King“, wurde er mit fünf Jahren von seinem Vater kurzerhand in „Martin Luther King“ umbenannt, weil Papa auf einer Deutschlandreise so beeindruckt war vom Reformator und Bibelübersetzer Martin Luther. „MLK“, wie man bald sagte, verheiratet, Vater von vier Kindern, Doktor der Philosophie, Baptistenpastor in Montgomery/Alabama. Der spätere Friedensnobelpreisträger und Empfänger von über dreihundert akademischen Auszeichnungen und Preisen wurde in den nur 13 Jahren seiner Tätigkeit über 20 Mal verhaftet und mehrmals brutal zusammengeschlagen. Einmal stach ihm jemand einen Brieföffner zwischen die Rippen, drei Mal flogen Bomben in sein Haus. Trotzdem hielt er daran fest: Der Drang nach Freiheit und Gerechtigkeit ist unaufhaltsam. Geschlagen werden ist machtvoller als schlagen.

Das Attentat

„Jesse, binde dir endlich eine Krawatte um, Mann!“, ruft M. L. King über die Balkonbrüstung zu Jesse Jackson auf den Parkplatz hinunter. Die beiden lachen. Als sich King aufrichtet und in sein Hotelzimmer zurückgehen will, fällt der Schuss. Am Hals getroffen stirbt King am 4. April 1968 in Memphis. Zwei Monate später fasst die Polizei auf dem Londoner Flughafen Heathrow den Killer James Earl Ray. Der entgeht dem elektrischen Stuhl nur durch das Geständnis, alleine gehandelt zu haben, widerruft dieses Geständnis aber 1974 wieder. Der Fall wird trotzdem nicht neu aufgerollt. Ray stirbt 1998 nach 30 Jahren Haft. Ob er allein handelte oder aber im Auftrag des FBI, ist bis heute nicht zweifelsfrei geklärt.

Der erste Busboykott

Vor Kings Haus gab es eine Bushaltestelle, und dort wiederholte sich immer dieselbe Szene: Schwarze zahlten vorne beim Busfahrer ihr Ticket, wurden dann wieder rausgeschickt, um hinten im Bus, auf den für „Neger“ reservierten Sitzen Platz zu nehmen. Wenn dort aber nichts mehr frei war oder Weiße saßen, schloss der

Busfahrer die Tür und fuhr los. Am 2. Dezember 1955 schickte der Busfahrer die schwarze Textilverkäuferin Rosa Parks nach hinten. Die aber blieb vorn sitzen – und wurde verhaftet. King organisierte einen Busboykott mit dem Ziel, durch wirtschaftliche Schädigung der städtischen Verkehrsbetriebe eine Aufhebung der Rassentrennung in öffentlichen Bussen zu erzwingen. Am 381. Tag des Streiks gab der Staat Alabama nach. Die Rassentrennung in Behörden, Restaurants, in Bahnen und Bussen, wurde aufgehoben.

Das Wunder von Birmingham

Martin Luther King war schlagartig im ganzen Land berühmt geworden. Aber: In der trostlosen Industriestadt Birmingham/Alabama hatte es innerhalb von sechs Jahren 17 Bombenanschläge auf Kirchen und Häuser der Schwarzen gegeben, ohne dass ein einziger Schuldiger gefunden wurde. Als King dort zu gewaltlosen Demonstrationen aufforderte, ließ Birminghams Polizeichef, genannt „Bull Connor“, 300 Demonstranten verhaften, ließ schwarze Kinder und Teenager von Wasserwerfern bekämpfen. Dabei hatte sich jeder Demonstrant vorher schriftlich verpflichtet, auf Gewalt der Faust, der Zunge und des Herzens zu verzichten

Auch King wurde verhaftet. Auf Briefumschläge, Zeitungsränder und Toilettenpapier kritzelte er im Gefängnis einen Brief an die Gemeinden der Stadt: „Sie haben uns als zu extrem abgelehnt. Aber war nicht Jesus ein Extremist der Liebe, als er forderte: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen? War nicht Martin Luther extrem, als er vor Kaiser und Papst sagte: Hier stehe ich, ich kann nicht anders? Die Frage ist nicht, ob wir Extremisten sind, sondern wofür wir Extremisten sind.“

Als Bull Connor 959 Kinder verhaften und in die Gefängnisse bringen ließ, geschah das sogenannte „Wunder von Birmingham“: Die Demonstranten knieten nieder und verharrten im schweigenden Gebet. Und plötzlich weigerten sich die Polizisten, den Räumungsbefehl durchzuführen. Sie nahmen ihre Helme ab, ließen die Schlagstöcke sinken und wichen zurück. Es war der Durchbruch gewaltfreien Widerstands gegen die Ungerechtigkeit. ●

Andreas Malessa

„Wo Trauer Raum findet, kann neue Hoffnung wachsen“

Interview mit Bischöfin Hofmann zu Hanau und Volkmarsen

Bewaffnet mit zwei Pistolen zieht am 19. Februar ein Mann mit rassistischer Gesinnung los, um in seiner Heimatstadt Hanau neun Menschen ausländischer Herkunft zu töten. Anschließend erschießt er seine Mutter und sich selbst.

Am Rosenmontag rast ein junger Mann in Volkmarsen mit seinem Auto während des Karnevalszugs offensichtlich mit Absicht in eine Menschenmenge. Das Resultat seiner Gewalttat sind (wie Anfang März gemeldet) 122 Verletzte, darunter viele Kinder.



Fotos: medio.tv/Schauerma

Nach den Morden von Hanau lud die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck zu einem Friedensgebet mit Bischöfin Dr. Beate Hofmann ein

? Wo bleibt die Hoffnung, fragt das *blick-magazin* in dieser Ausgabe.

Nach dem Terroranschlag in Hanau und dem Attentat in Volkmarsen haben viele Angehörige von Opfern keine Hoffnung mehr. Was sagen Sie denen?

Bischöfin Dr. Beate Hofmann: Der Schmerz, einen geliebten Menschen für immer verloren zu haben, war in Hanau sehr spürbar. In Volkmarsen ist niemand gestorben, aber die Vorstellung, man lebe in einer heilen Welt und Gewalt gebe es nur woanders, die ist gestorben. Beide Erfahrungen sind traumatisch. Aber in beiden Orten habe ich auch den deutlichen Willen erlebt, zusammenzurücken und sich das Miteinander in Vielfalt nicht kaputt machen zu lassen. Das ist für mich Hoffnung! So haben auch die Angehörigen der Opfer bei der zentralen Trauerfeier in Hanau gesprochen: „Lasst euch nicht vom Hass infizieren, sondern überwindet den Hass.“

? Beide Ereignisse sind schrecklich, aber unterschiedlich. Sie waren jeweils vor Ort. Wie haben Sie das wahrgenommen?

Hofmann: In Hanau wurden zehn Menschen ermordet, neun von ihnen aus rassistischen Motiven. Das stellt eine bunte, vielfältige Stadt in ihrem Selbstverständnis

infrage. In Volkmarsen wurden über 60 Menschen verletzt, die Karneval feiern wollten. Warum der Täter das gemacht hat, wissen wir bis heute nicht. Aber auch er wollte vermutlich töten. In beiden Städten wurden Menschen zufällig Opfer von Gewalt. In beiden Städten ist das Gefühl von Normalität nur schwer wiederzugewinnen. Viele Menschen sind traumatisiert, haben Angst und müssen sich mit schrecklichen Bildern in ihrem Kopf auseinandersetzen.

? Was kann die Kirche in solchen Situationen leisten bzw. anbieten?

Hofmann: Ein offenes Ohr für die, die einen Menschen brauchen, ein offenes Herz für das Miteinander der Kulturen und Religionen und ein offenes Wort an die, die weiter hetzen und hassen. Konkret wurde das zum Beispiel durch die zahlreichen Notfallseelsorger*innen, die in beiden Orten engagiert und tages- und nächtelang Menschen begleitet haben.

? Kann es für Pfarrer und Pfarrerninnen angesichts solcher Taten auch manchmal besser sein, gar nichts zu sagen und zu schweigen?

Hofmann: In der Begleitung von Betroffenen ist gemeinsames Schweigen oft ein

wichtiger Teil der Trauerbegleitung und des Daseins. In der Öffentlichkeit geht es aber auch darum, eine schreckliche Erfahrung in Worte zu fassen und den vorhandenen Gefühlen und Eindrücken Ausdruck zu geben. Das konnte in Hanau im Rahmen eines Friedensgebets am Aschermittwoch geschehen. Bei den öffentlichen Trauerfeiern konnten wir unsere Anteilnahme nur durch unser Dasein zeigen. In Volkmarsen war das anders, da haben wir am Tag nach dem Attentat einen ökumenischen Gottesdienst gefeiert, in den auch Grußworte der Politik eingebunden waren.

? Wie kann man nach solchen Ereignissen wieder zu einem hoffnungsvollen Leben zurückfinden?

Hofmann: Das dauert und wird viel Zeit brauchen. Manche Wunden werden nie ganz heilen, andere lassen Narben zurück, sichtbar und unsichtbar. Aber da, wo Trauer Raum und Ausdruck findet, da kann auch neue Hoffnung und Lebenskraft wachsen. Das ist ein anstrengender Prozess, der sich nicht übergehen oder beschleunigen lässt. Genau davon erzählen auch die biblischen Passions- und Ostergeschichten. ●

Fragen: Lothar Simmank

Bilder der Hoffnung

Vier Fotografen geben einen visuellen Eindruck davon, wie für sie Hoffnung aussieht



Einen **Regenbogen** hat Naturfotograf Manfred Delpho über seinem Heimatort Gudensberg aufgenommen

Fotos: medio.tv/Schauderna

Foto: Manfred Delpho



Was wohl aus diesem Jungen geworden ist? Vor vier Jahren hat Medienhaus-Fotograf Christian Schauderna (Kassel) das Foto in der Flüchtlings-Erstaufnahme-Einrichtung in Hessisch Lichtenau gemacht

Mattis blickt über die Auvergne: Stefan Aumann aus Marburg hat seinen Sohn bei einer Urlaubswanderung auf dem Berg Le Capucin fotografiert



Foto: Gerhard Zinn

Foto: Stefan Aumann



„Up!“ nennt Pfarrer Gerhard Zinn aus Bad Zwesten das Motiv mit dem Kreidefeil unter Kiefernadeln



Die Chance auf ein besseres Leben

Ausbildungshilfe der Landeskirche ermöglicht Ramyam Shivaraj und anderen indischen Frauen den Berufseinstieg

Es ist kaum vorstellbar, was die junge, höfliche Frau, die mir da gegenüber sitzt, mit ihren gerade einmal 19 Jahren schon durchstehen musste. Ramyam Shivaraj (Foto) ist in der Nähe der südindischen Stadt Vellore in einem Dorf aufgewachsen, in dem Dalits wohnen. Das ist die Bezeichnung für Menschen, die früher als Kastenlose oder Unberührbare bezeichnet wurden, weil Angehörige höherer Kasten jeden Kontakt mit ihnen als unrein empfanden.

Ihr Vater, erzählt die junge Frau, habe viel getrunken und – ermuntert durch die Schwiegermutter – seine Ehefrau häufig verprügelt. Die floh immer wieder aus dem Kreislauf aus Armut, Alkohol und Gewalt, übernachtete mit Sohn und Tochter in hinduistischen Tempeln oder auch schon mal an einer Bushaltestelle. Ramyams Mutter hat keine Brüder, die sie hätten schützen können, so kehrte sie immer wieder zum Ehemann zurück. Einmal habe der Vater wieder ausgeholt, als sich der Bruder dazwischenstellte, erzählt die 19-Jährige. So habe der Schlag mit voller Wucht den Bruder getroffen. Seitdem ist er schwerhörig.

Zwölf Jahre ging Ramyam Shivaraj zur Schule, dann schickten ihre Eltern sie zum Arbeiten. In einer Fabrik isolierte sie Kabel und kam häufig mit Schnitten in der Hand nachhause. Und das wenige Geld, das sie verdiente, wurde ihr von den Gläubigern der Familie gleich wieder abgeknöpft.

So schrecklich Ramyams Erzählung ist, so beispielhaft ist sie auch, weiß Lucy Shyamsundar. Sie leitet die Gemeinschaft Pravaham (Sanskrit für „nie versiegender

Strom“), idyllisch mitten im Wald gelegen. Dort gibt es 40 Plätze für junge Frauen, zum allergrößten Teil Dalits. Sie werden ein Jahr lang zu Health Assistants (Pflegehelferinnen) ausgebildet. 20 Plätze finanziert die Ausbildungshilfe (siehe Kasten unten) der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck über Stipendien.

Ramyam gelang es, durch das in der Fabrik und in einer Gerberei verdiente Geld die Schulden der Familie abzahlen. Durch eine Cousine hörte sie von Pravaham. Ihre Eltern wollten sie nicht gehen lassen, doch sie setzte sich durch und kam. In Pravaham staunte sie, wie das viele Grün die brennende Sonne verdunkelte.

Ein Lächeln breitet sich aus

Wenn Ramyam Shivaraj über Pravaham spricht, breitet sich ein Lächeln in ihrem Gesicht aus. Alle hätten gesagt, dass ein solches College nichts für sie sei – doch sie bewies das Gegenteil und ist nun ein Jahr dort, dank der Ausbildungshilfe.

Zehn Jahre sollen alle indischen Kinder mindestens zur Schule gehen, erläutert Pravaham-Leiterin Shyamsundar. Tatsächlich scheiterten aber viele Kinder, sodass Dalits im Durchschnitt gerade einmal 3,4 Jahre die Schule besuchten.

Wenn die Mädchen in Pravaham ankommen, gehe es in den ersten Monaten um grundlegende Dinge, sagt Shyamsundar. Viele der Mädchen hätten Läuse und wüssten nicht, wie sie ihre Haare pflegen könnten (fließendes Wasser haben Dalits auf dem Land meistens nicht). Sie lernten, mit

weniger Slang zu sprechen, da der ihre Herkunft sofort erkennbar mache. Höflichkeit, Dankbarkeit und vor allem eine Haltung, ein neues Selbstbewusstsein lernten sie. Das geschieht auf christlicher Grundlage. Lucy Shyamsundar nennt die Bibel eine Gebrauchsanweisung für das Leben.

Wenn die jungen Frauen nach einem Jahr ihre Zeugnisse erhalten, präsentieren sich in Pravaham potenzielle Arbeitgeber, etwa Kliniken und Altenheime. Die Absolventinnen haben versprochen, mindestens ein Jahr lang dort zu arbeiten, manche bleiben länger. Andere kehren zu ihren Familien zurück. Und dort, das weiß Shyamsundar genau, geht der Kampf weiter. Mit wem werden sie verheiratet? Werden sie weiter arbeiten dürfen? Wie werden sie ihre eigenen Kinder erziehen?

Doch die herzliche Leiterin von Pravaham erhält auch immer wieder Hoffungszeichen. Eine Schülerin wird an einem renommierten Krankenhaus in der Nähe Krankenschwester, aus den USA kommt eine großzügige Spende von einem Mann, dessen Mutter in einem indischen Altersheim von Pravaham-Absolventinnen gut betreut wird.

Die 19-jährige Ramyam will für ihre Familie sorgen, wenn sie heimkehrt. „Jeder im Dorf wird stolz auf mich sein“, sagt sie, auf die andere einmal herabblickten, selbstbewusst. Und sie wird die Botschaft mitbringen, dass alle Menschen gleich viel wert sind – und dass das Haus einer höheren Kaste nicht gereinigt werden muss, wenn eine Dalit-Freundin zu Besuch war. ●

Olaf Dellit

DIE AUSBILDUNGSHILFE

Die Wurzeln der Ausbildungshilfe liegen in der Unterstützung für Südindien. Im Jahr 1960 wurde sie in den Sprengeln Hersfeld und Kassel gegründet. 1968 wurde ihre Arbeit auf die gesamte Landeskirche ausgeweitet. Heute hilft sie 1.300 Stipendiaten in zehn Ländern in Asien und Afrika. „Die Ausbildungshilfe ist heute so wichtig wie vor 60 Jahren. Bildung ist der Schlüssel zur Überwindung von Aberglauben, Unwissenheit und Unterdrückung. Bildung öffnet die Tür in ein selbstbestimmtes, selbstbewusstes Leben. Alle Menschen haben das Recht auf Bildung!“, sagt Claudia Brinkmann-Weiß, Dezernentin für Diakonie und Ökumene und appelliert, die Ausbildungshilfe durch Spenden oder Mitgliedschaft zu unterstützen.

60 JAHRE ENGAGEMENT

Das 60-jährige Bestehen der Ausbildungshilfe wird mit einem Festgottesdienst am **Sonntag, 30. August 2020, ab 18 Uhr in der Lutherischen Pfarrkirche in Marburg** gefeiert. Bischöfin Dr. Beate Hofmann (Kassel), der Chor Joy of Life und internationale Gäste werden mitwirken. Anschließend wird auf dem Kirchhof gefeiert. Informationen auch unter www.ausbildungshilfe.de
Kontakt: Ausbildungshilfe – Christian Education Fund e.V., Haus der Kirche, Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel
Tel. 0561 9378-385, E-Mail: ausbildungshilfe@ekkw.de
Spendenkonto: DE88 5206 0410 0000 0030 77 bei Evangelische Bank eG



Straßenszene in Gurujala: Viele Dalits arbeiten als Tagelöhner



Bei der Chili-Ernte beträgt der Lohn umgerechnet etwa zwei Euro am Tag

Fotos: medio.tv/Dellit

Hoffnung für die Unterdrückten

Pfarrer in Indien predigen gegen Gewalt und Aberglauben an – viele sind Stipendiaten der Ausbildungshilfe

Unberührbare – so wollen die Menschen, die unterhalb der vier indischen Hauptkasten angesiedelt sind, längst nicht mehr genannt werden – spiegelt der Begriff doch die Sicht der Höherkastigen, die Berührungen für unrein halten. Dalit ist die richtige Bezeichnung, die die Angehörigen dieser Gruppe selbst nutzen. Das Wort aus dem Sanskrit umfasst mehrere Bedeutungen, darunter: unterdrückt, zerrissen, zerschmettert.

Es drückt die Perspektive der Menschen aus, die unter dem Kastensystem – auch wenn es offiziell abgeschafft ist – am meisten leiden. Und sie haben auch eine eigene Sicht auf die Bibel, eine Dalit-Theologie. Einer ihrer Vertreter ist Dr. Anuparthi John Prabhakar, Direktor der theologischen Hochschule ACTC (Andhra Christian Theological College) im indischen Hyderabad, wo fast 300 Männer und Frauen für das Pfarramt ausgebildet werden.

Historisch war das Christentum gerade für Dalits interessant, erklärt der Principal, weil es sich dagegen wendet, dass Menschen ein unterschiedlicher Wert zugesprochen wird und vielmehr die Würde eines jeden Menschen betont. Doch die westlichen Missionare, so Prabhakar, hätten einen individualistischen Ansatz gehabt, wohingegen in der indischen Gesellschaft viel mehr über die Gemeinschaft funktioniert. Das habe sich auch daran gezeigt, dass Dalits gruppenweise konvertiert seien. Die Dalit-Theologie orientiert sich an der Theologie der Schwarzen in den USA, der Sichtweise „von unten“, und sei mit der Befreiungstheologie in Südamerika ver-

gleichbar. Einer der zentralen Bibeltexte steht im Lukasevangelium (4,18–19): „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen, und

Der Kampf für die Befreiung ist lang und mühsam.

den Blinden, dass sie sehen sollen, und die Zerschlagenen zu entlassen in die Freiheit und zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn.“

Kampf gegen das Kastensystem

Die vorherrschende Kultur Indiens unterdrückt die Menschen, sagt der Theologe, der das auf dem Hinduismus basierende Kastensystem ablehnt. In der Kultur seiner Heimat fühle er sich oft fremd, räumt Prabhakar ein. Für die Theologie, die an seinem College gelehrt wird, hat das ganz konkrete Folgen. Die Pfarrer, die dort studiert haben – viele mit einem Stipendium der Ausbildungshilfe, wenden sich von den Kanzeln und in Gesprächen gegen Bräuche wie etwa die Mitgift-Kultur, die viele Familien in die Schuldenfalle führt – und die offiziell verboten ist. Aus Prabhakars Sicht ist sie schlicht Sünde.

So sieht es auch Pfarrer S. Jagadish Kumar in Gurujala. Dort setzt er sich auch gegen Kinderehen ein, die zwar illegal, aber trotzdem an der Tagesordnung seien. Auch gegen häusliche Gewalt engagiert er sich. „Die Männer bekommen ihren Lohn, kaufen Alkohol und verprügeln am Abend ihre Frauen“, beschreibt er den Alltag vieler Familien. Viele Frauen akzeptierten das, weil sie es für das Recht der Männer hielten. Das Hauptproblem neben solchen Bräuchen und dem Aberglauben sieht Pfarrer Kumar in mangelnder Bildung – also genau dort, wo die Ausbildungshilfe ansetzt.

Der Kampf zur Befreiung ist lang und mühsam, weiß Principal Prabhakar, der sich mit seiner Theologie gegen die indische Mehrheitsgesellschaft stellt. Angst scheint der Mann mit dem freundlichen Lächeln und der leisen Stimme aber nicht zu haben, er strahlt Hoffnung aus. ●

Olaf Dellit



Foto: Kappes

Im Gespräch: Mit einer Delegation besuchte blick-Redakteur Olaf Dellit (l.) Projekte der Ausbildungshilfe in Indien und ließ sich die Lebensgeschichten erzählen

Wer braucht Probleme?

Wenn Menschen den Eindruck haben, aus eigener Kraft etwas tun zu können, um die Situation zu beeinflussen, in der sie sich gerade befinden, steht ihre Hoffnung im Vordergrund. Gefühle von Ohnmacht führen im Gegensatz dazu eher zur Resignation, ganz unabhängig davon, ob wirklich alle Möglichkeiten schon ausgeschöpft sind. Das Gefühl von Selbstwirksamkeit gilt heute in der wissenschaftlichen Forschung als zentral für die psychische Gesundheit und die Bewältigung von Belastungen.

Frau N. kann ihre Tränen kaum zurückhalten, als sie beginnt, mir von den Hintergründen zu berichten, die sie in die Beratung geführt haben. Mit einer Mischung aus Trauer und Wut erzählt sie mir von der für sie unerwarteten Trennung ihres Partners nach 14 Jahren Beziehung. Er habe ihr schonungslos eröffnet, dass er mit ihrer besten Freundin und Kollegin zusammen sei und keinen Sinn darin sehe, sich mit ihr auseinanderzusetzen, weil es ja doch nichts ändern würde.

„Und nun stehe ich da, mit buchstäblich nichts mehr als dem, was ich am Leib trage. In meinen Beruf kann ich nach so langer Zeit nicht mehr ohne Weiteres einsteigen. Und mit Ende 40 will mich doch sowieso keiner mehr!“ Sie ist bei einer Bekannten untergekommen, die für zwei Wochen in den Urlaub fährt. Dass sie dort länger bleiben könne, bezweifelt Frau N.. Auch wenn deutlich wird, dass ihre aktuelle Lebenssituation noch viele ungelöste Aufgaben mit sich bringt, so beschreibt

»Bemerkenswert, dass Sie die Kraft gefunden haben, sich Unterstützung zu holen.«

sie den Umgang mit ihren Gefühlen als die größte Herausforderung. „Am meisten aber leide ich darunter, dass er sich weigert, mit mir zu reden. Ich habe geschrien und getobt, aber er sagt nur, dass er keine Lust habe mit mir zu reden, schon gar nicht über Probleme! Ich weiß nicht weiter, ich kann nichts machen!“

So gerne ich an dieser Stelle Frau N. Lösungsmöglichkeiten aufzeigen könnte, so klar wird mir gleichzeitig, dass dies mein Reflex ist, um mich nicht selber bei den berichteten Erlebnissen dem Gefühl der Ohnmacht auszusetzen. Stattdessen sage ich: „Frau N., das, was sie mir erzählen, ist schon für mich als Zuhörenden kaum aushaltbar. Um so bemerkenswerter finde ich, dass Sie die Kraft gefunden haben, sich Unterstützung zu holen.“



Foto: medio.tv/Simmank

Frank Harries, Dipl.-Psychologe und Psychotherapeut, leitet die Psychologische Beratungsstelle für Paar-, Familien- und Lebensberatung des Diakonischen Werks Marburg-Biedenkopf
T 06421 27888

www.dw-marburg-biedenkopf.de

Auch in den folgenden Stunden sind es anfangs nur ganz kleine Aspekte, in denen Frau N. Wahlmöglichkeiten für sich erkennt. Ihre Versuche, das eigene Leben zu gestalten und in die Hand zu nehmen, werden im Verlauf der nächsten Monate immer entschiedener und mutiger. Am Ende der Beratung fasst sie rückblickend zusammen: „So schwer die Zeit auch gewesen ist – ohne sie hätte ich nie herausgefunden, was ich alles bewegen kann!“

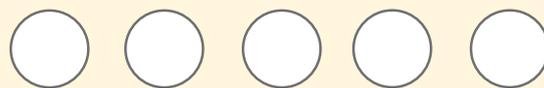
Niemand wünscht sich die Umstände und Belastungen, die Frau N. in die Beratungsstelle geführt haben. Aber sie machen auch deutlich, dass wir alle etwas brauchen, was wir uns in der Regel nicht auf die Wunschliste schreiben: Probleme! Nicht als Strafe für Versäumnisse und all die begangenen kleinen und größeren Fehlleistungen, sondern als Möglichkeit, mit ihrer Bewältigung das Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten und die eigene Kraft zu finden und wachsen zu lassen. Dazu gehört auch, sich Hilfe und Unterstützung zu suchen, wenn man an seine Grenze kommt. Gemeinsam lässt sich viel bewegen – mitunter die ganze Welt. ●



Foto: Adobe Stock

„Ich fühle mich so gekränkt und verletzt, völlig überrumpelt, gerade bricht meine ganze Welt zusammen. Ich verliere nicht nur meinen Partner, sondern auch meine beste Freundin, mein Zuhause und meinen Job.“ Frau N. berichtet, dass ihre Freundin erst vor ein paar Monaten aufgrund ihrer Fürsprache in der kleinen Firma ihres Freundes beschäftigt sei. Dass sie selbst offiziell einen 450-Euro-Job bei ihm gehabt habe, aber auch darüber hinaus tätig war, wie es halt gerade gebraucht wurde. Dafür lebte sie bei ihm im Haus, sei einen Firmenwagen gefahren, habe alles bezahlt bekommen inklusive der Urlaube.

Es geht um's Prinzip



Das *blick*-Rätsel von Karl Waldeck

Die Hoffnung gehört neben Glauben und Liebe zum Dreiklang, der das christliche Leben ausmacht. Im heutigen *blick*-Rätsel steht die Hoffnung im Mittelpunkt. Wir suchen nach ihr in der Bibel, in der Philosophiegeschichte und im Gesangbuch.

1 Gute Botschaft – guter Hoffnung! Kinder sind ein Grund zur Freude, sie sind ein Zeichen der Hoffnung. „Guter Hoffnung sein“ ist ein etwas aus der Zeit gefallener Begriff und meint „schwanger sein“. Im Lukasevangelium überbringt ein Engel Maria die Botschaft, dass sie schwanger werden und einen Sohn – Jesus – gebären wird. Wie heißt der Engel?

MICHAEL

GABRIEL

RAFFAEL

2 „Hoffnung lässt nicht zuschanden werden.“ So schreibt es der Apostel Paulus in einem seiner zentralen Briefe – es ist eine Glaubensweisheit! Hoffnung wird dort mit Glauben, Gnade, Liebe und Frieden in Verbindung gebracht. Der Brief, aus dem er stammt, hat Theologen immer wieder zu neuen Gedanken angeregt. An welche Gemeinde hat Paulus seinen Brief gerichtet? An die ... Wie heißt er?

RÖMER

GALATER

KORINTHER

3 Hoffnung – ortlos. Gibt es eine politische Hoffnung? Auf welche Gesellschaft hoffe ich? Dafür gibt es konkrete Programme: Die Bibel spricht auch in Bildworten von diesen Hoffnungen. Verbreitet sind zudem große Entwürfe einer (noch nicht) erreichten Gesellschaftsordnung: ein „Un-Ort“, wie die Übersetzung des aus dem Griechischen stammenden Wortes besagt: Wie heißt es?

ANARCHIE

UTOPIE

TECHNOKRATIE

4 Hier geht's um's Prinzip. Das Buch – drei Bände – endet auf Seite 1628 mit dem Wort „Heimat“. Tatsächlich ist dieses große Werk der „Hoffnung“ gewidmet. Geschrieben hat es der Autor 1938–1947 im amerikanischen Exil: Ursprünglich sollte es „Träume von einem besseren Leben“ heißen; dann entschied sich der Verfasser für das „Prinzip ...“. Mitte der 1950er-Jahre erschien es zunächst in der DDR, kurze Zeit darauf in der Bundesrepublik. Wie heißt der Autor? – Gesucht wird der erste Buchstabe seines Vornamens:

THEODOR

FRIEDRICH

ERNST

5 Wer nur den lieben Gott lässt walten ... Der Titel des Werks, in dem das geistliche Gedicht erstmals erschien, klingt vielversprechend: „Fortgeplanter musikalisch-poetischer Lustwald“, erschienen in Jena im Jahr 1657. In einem der Lieder ist ausdrücklich von der Hoffnung die Rede: „Wer nur den lieben Gott lässt walten und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit“. Wie heißt der Autor des Liedes? Gesucht wird sein Nachname.

GERHARDT

NEUMARK

HERMANN

Die ersten Buchstaben (in Fettschrift) der richtigen Antworten von 1 bis 5 ergeben das **Lösungswort**: Es hat sprichwörtlich etwas mit Hoffnung zu tun; auf jeden Fall mit dem Frühling.

Senden Sie das Lösungswort

bis zum 15. Mai 2020 (Einsendeschluss)

auf einer frankierten Postkarte an:

blick in die kirche

Heinrich-Wimmer-Str. 4

34131 Kassel

oder per E-Mail an raetsel@blick-in-die-kirche.de

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Redaktion behält sich vor, die Namen der Gewinner zu veröffentlichen. Teilnehmende erklären ihr Einverständnis. Namen und Adressen der Einsender werden nicht gespeichert, nicht weitergegeben oder weiterverwendet. Das Lösungswort des letzten Preisrätsels (Dezember 2019) lautet: STERN.

Ein Osterei als Hotel

Wochenende im Winterberger Hotel Oversum gewinnen

Das Jahr ist noch lang: Nehmen Sie eine Auszeit vom Alltag und lassen Sie sich von Kopf bis Fuß verwöhnen. Beim Wellnessurlaub im Hotel Oversum im Sauerland schalten Sie ab vom Alltag und finden pure Entspannung.

Fotos: Oversum Hotel GmbH



Das Hotel Oversum liegt inmitten des weitläufigen Kurparks von Winterberg und ist unter anderem für seine außergewöhnliche futuristische Gestaltung bekannt. Das Ski & Vital Resort hat die Form eines riesigen Eis und bietet aus großen Fensterfronten einen beeindruckenden Blick über die „tausend Berge“ des Sauerlandes.

Beim Wellnessurlaub im schönen Sauerland können die Gäste vom Alltag abschalten: Im Oversum Spa finden sie pure Entspannung, und im Restaurant Oversum genießen sie jeden Tag leckere Gerichte

aus frischen, regionalen Zutaten. Wir laden Sie ein, Ihr Sauerland-Wochenende in einem der modern gestalteten Zimmer des Hotels der Kategorie „4 Sterne Superior“ zu verbringen. Erholen Sie sich in bester Lage in Winterberg mit freiem Blick auf die intakte Natur und tanken Sie neue Energie. Modern und kreativ präsentiert sich die Küche im Oversum. Genießen Sie die täglich wechselnde Menüempfehlung: frisch zubereitete Spezialitäten mit regionalem Charakter aber auch internationalen Einflüssen – Geschmackserlebnis pur und garantiert hausgemacht. ●

Der kulinarische Genuss kommt hier nicht zu kurz



Wasser spielt im Oversum eine große Rolle

Zu gewinnen beim blick-Rätsel:

Unter den Einsendern der richtigen Lösung unseres Preisrätsels verlosen wir zwei Übernachtungen für zwei Personen im Doppelzimmer inklusive Frühstücksbuffet und 1 x 4-Gang-Halbpension am Anreisetag sowie Nutzung des Wellness- und Fitnessbereichs.

Hotel Oversum Winterberg

Am Kurpark 6, 59955 Winterberg
T 02981 92955-0, info@oversum-vitalresort.de
www.oversum-vitalresort.de



Freier Blick auf die Sauerlandberge vom Hotelzimmer aus

10 %
Rabatt

erhalten Leserinnen und Leser, die bei telefonischer Direktbuchung oder bei der Zimmerreservierung per Mail das Stichwort „blick in die kirche“ nennen

Kirche von zu Hause aus

Seelsorge und Spiritualität in Zeiten der Corona-Krise

Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“, sagt Jesus im Matthäusevangelium – Christen verstehen sich als Glaubensgemeinschaft. In Zeiten von Corona aber sollen sie sich möglichst nicht persönlich begegnen. Doch die Kirche ist auch erfinderisch – und so sind in kürzester Zeit neben den erprobten auch neue Angebote – über das Internet und das Telefon – entstanden, damit niemand alleine sein muss.



Illustrationen: medio.tv/Cöhlich



Telefon

Nicht jeder Mensch kann oder möchte ins Internet. Wer lieber zum Telefon greift, kann sich jeden Tag eine neue Andacht unter der Telefonnummer **0561 9378-380** anhören. Jeden Tag spricht eine Pfarrerin oder ein Pfarrer aus Hessen.

Weitere Angebot gibt es im Radio und Fernsehen.



Internet

Auf www.ekkw.de finden Sie auch zahlreiche weitere Angebote aus dem virtuellen Raum, von Andachten bei Twitter über eine virtuelle Gebetswand bis hin zu tagesaktuellen Gebeten. Die „Kleine Liturgie in Quarantäne für die ganze Familie“ soll dazu dienen, an die Familie zu denken und den Tag gemeinsam zu beginnen und zu schließen.

Video

An jedem Sonntag sowie an Karfreitag und Ostersonntag wird ab 9 Uhr eine Videoandacht auf der landeskirchlichen Homepage www.ekkw.de zu sehen sein, zugleich auch auf der Facebook-Fanseite und auf dem YouTube-Kanal der Landeskirche. Natürlich sind diese Andachten auch später noch rund um die Uhr im Internet abrufbar.



Rat und Hilfe



ADRESSEN IM INTERNET

Zentrale Seite der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck: www.ekkw.de
Die Landeskirche auf Facebook unter: www.facebook.com/ekkw.de
Kirche im Hessischen Rundfunk: www.kirche-im-hr.de
Kirche im Privatfunk als Podcast unter: www.medio.tv/audio.php
Onlineseelsorger Pfr. Jörg Wohlgemuth: wohlgemuth@medio.tv

Wer in Not ist, wird nicht allein gelassen. Ihren Pfarrer oder Ihre Pfarrerin können Sie telefonisch und per E-Mail erreichen. Bereits zu Beginn der Coronawelle in Deutschland haben jeden Tag mehr Menschen ihre Sorgen und Ängste mit den Mitarbeitern der Telefonseelsorge geteilt. Pfarrerin Dagmar Scheer, Leiterin der Telefonseelsorge in Fulda, erzählt, dass am 10. März bei etwa fünf Prozent aller Anrufe das Virus ein Thema gewesen sei, eine Woche später war es schon ein Drittel. Neben der Angst um die Gesundheit sei vor allem die Einsamkeit ein wichtiges Thema gewesen. Die Telefonseelsorge ist anonym und kostenfrei rund um die Uhr unter der Telefonnummer **0800 111 0 111** erreichbar. Unter www.telefonseelsorge.de gibt es auch digitale Beratung.

Das Onlineportal „evangelisch.de“ hat ein Dauergebet bis zum Ende der Corona-Krise gestartet. Unter dem Motto „Du bist nicht allein!“ wird auf www.coronagebet.de rund um die Uhr mindestens eine Person beten, teilen die Anbieter mit.

Grafik: Telefonseelsorge